

Abend -



Zeitung.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

3.

Donnerstag, am 20. Januar 1848.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder.

In den Wald!

Hinaus, hinaus
In den wilden Wald,
Wo des Wind's Gesang
Durch die Bäume zieht;
Die weißen Wolken
Hoch oben fliehen;
Die alten Tannen
Mit härt'gen Gesichtern
Nickend steh'n,
Und tief im Grün
Wildrose glüht.

In den Wald,
Wo des Frübroths Schein
Schlaftrunkene Blumen
Beschleicht und küßt,
Und in den Sproß als Morgengabe
Die wasserhellen Perlen gießt;
Wo der Specht anklopft
An den hohlen Baum:
Mach auf! Mach auf! —
Und die Drossel den lieben Morgen grüßt:
Steh' nun auf! Steh' nun auf!
Wo der Reifig den einsamen Wanderer neckt:

Was giebt's? Was giebt's?
Und Fink und Gimpel und all' das Volk
Gutmüthig fragt: Wie beliebt's?

Und Nachts, wenn die Bäume rauschen im Traum,
Wenn die Blume das Köpfchen senkt,
Und über den Wolken, im blauen Raum,
Der Mond, der schweigende, hängt,
Dann glüht es auf:
Luftkäfer zündet die Lampe an,
Im grünen Tann,
Da regt sich ein wimmelnder Hauf! —

Aus Knosp' und Blume,
Aus Busch und Dorn,
Aus Ris und Borke,
Aus Quell' und Born,
Das Feenreich,
Wie wir's im Märchenbuche gelesen,
Da wird's gestaltig,
Geschäftig, lebendig,
Tausendfaltig.

Das klettert hinan
Den schlanken Schaft,
Dem schlafenden Muttervogel in's Nest,
Und sagt dem jungen Leben im Ei:
Ob's Zeit bald sei;

Das webt den Knospen
Die farbigen Kleider,
Daß sie, erwacht,
Beschämt die Augen niederschlagen,
Wie Kinder, ob all' der bunten Pracht
Zur Weihenacht.

Zur Ameis' kriecht's in den dunklen Bau
Und sagt ihr in's schlafende Ohr genau:
Wo die duftendsten Tannen stehn,
Wo die Pfade gehn,
Wo der Weg und Steg
Ueber'n Bach, über's Moor.
Und den Berg empor
Zur Biene, wann sich die Lind' aufthut,
Zum Schmetterling,
Zu der Käferbrut,
Zur Spinn', wo sie ihr Nest soll bau'n;
Das Mücklein warnt es, wohl um sich zu schauen,
Und zur trägen Raupe — sie hat nicht Schuld —
Spricht es tröstend: Geduld! Geduld!

In die Scholle legt's,
Das Gold und die Steine
Verborgen und tief.
Den Quell, den singt es
Mit Zauberliedern
Heraus aus den Klüften,
Wo er schlief.
Der Wermuth und bitteres Heilungskraut
Sind ihm vertraut.
Und den kreischenden Uraun,
Der den Schatzgräber
Zum Wahnsinn schreckt,
Hat es unter die Tannenwurzeln
Vor der Unschuld Augen
Sorglich versteckt.

Aber wer hat Dir das Alles gesagt?
'S ist ja nicht wahr!
Die Bäume sind nichts als eitel Holz
Und die Vögel schwagen dummes Zeug!

Armer Mann,
Der nur so vernünftig denken kann:
Es giebt eine Sprache,
Die aus Wolken und Winden,
Bäumen und Blüthen,
Mond und Sternen vernehmlich spricht —
Aber Jeder freilich versteht sie nicht!

H. v. Mühler.

Es giebt Menschen, von denen man wirklich versucht wird, zu glauben: der liebe Herrgott sei an ihrem Dasein unschuldig. So wenig haben sie von dem Ebenbilde der vollendeten Liebe an sich. Es ist, als hätte, da in der Natur nichts unnütz da liegt, ein böser Geist die Schlacken genommen, die von dem Stoffe, woraus der Mensch gebildet wurde, abfielen, und auch menschenähnliche Creaturen daraus geformt.

Man möchte bei solchen Geschöpfen an eine Seelenwanderung glauben: Katzen, Wölfe und Ratten haben ihre schlechtesten Instinkte für sie hergegeben.

Sehet nur die Lücke ihres Auges, das Zähnefleischende ihres Mundes, das Nagende und Krallende ihrer Hände, und Ihr werdet Euch selbst dieses Glaubens nicht erwehren können.

Herr Speilzahn ist keines Menschen Freund, und wenn er sich selbst auch noch so lieb haben sollte, so hebt dies doch jene Behauptung nicht auf.

Die Schlange hat nur einen Giftzahn, Herr Speilzahn hat deren so viele, als ihm Zähne im Munde stecken; er ist ganz und gar nur ein Giftzahn, denn Warmblutiges, Fleischiges ist an ihm nichts, Alles an ihm ist vertrocknet und verknochert, nur Gift sind die umtreibenden Säfte in ihm, die seine Lebenspulsse treiben.

Leider hat jeder Mensch, der Eine mehr, der Andere weniger, etwas Speilzahniges in sich. Es ist das, wovon es in der Bibel heißt: denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Kindheit auf.

Wie man die Kinder gegen die Pocken impft, so muß jedem Menschen die Speilzahnigkeit ausgeimpft werden. Bösen Hunden schneidet man die Milz aus und sie werden zahm wie die Tauben. Schade, daß man das Organ der Speilzahnigkeit im Menschen noch nicht entdeckt hat, um es herauszuschälen.

Der kleinliche Neid, die Klatschsucht, die Härte, das unbarmherzige Verdammnen Anderer und der Widerwille, ihre Verdienste vollgütig anzuerkennen, sind die Hauptübel, durch welche sich die Speilzahnigkeit äußert.



In ihre Kinder vernarrte, schwachköpfige Eltern, die selber noch mehr Erziehung brauchen, als sie zu geben im Stande sind, träufeln dieses Gift, das sie für den Zucker ihrer Affenliebe halten, den unschuldigen Kleinen völlig in's Herz. Sie sind nicht im Stande, in irgend Etwas einem ihrer Kinder Unrecht zu geben, und was sie bei fremden Kindern als die widerlichsten Ungezogenheiten verabscheuen würden, halten sie bei den eigenen für Aeußerung lieblicher Naivetät.

Das Kind steht bei einem Andern Etwas und begehrt es mit Ungestüm. Statt daß es von den Eltern ruhig zurecht gewiesen und bei erfolgender Widerspenstigkeit vernünftig gestraft werden sollte, wird Alles aufgeboten, dem andern Kinde das Gewünschte wegzunehmen, und falls es nicht gelingt, wird das Schreiteufelchen damit getröstet: jenes Kind sei ein böses, ungezogenes, weil es sein Eigenthum behauptet.

Da läßt denn das gekränkte Kind noch derbe Reden los, und die Eltern schwelgen in der Glückseligkeit, wie gut es sich schon auszudrücken vermöge.

Was werden der Menschheit dadurch für Mitbrüder, was den Männern für Gattinnen, den Frauen für Gatten erzogen!

Die beste Mitgift für's Leben ist eine gute Erziehung, aber wie manche Kinder werden für's Leben mit Gift erzogen!

Der Speilzahn ist sich und Andern mehr als alle egyptischen Plagen zusammen. Er will Niemanden leben lassen, er genießt nie das Errungene, weil ihm das noch fehlt, was Andere haben.

In irgend einem Geschäfte einen solchen Speilzahn zum Concurrenten zu haben, ist, wenn es Einem nicht gelingt, der Natter auf den Kopf zu treten, ein Kluch. Speilzahn bietet Alles auf, dem Nächsten den Bissen Brot vom Munde wegzunehmen. Er ist der nichtswürdigste Kriecher gegen Alle, die er zu seinen Zwecken braucht, er heuchelt Grundsätze, opfert aber jeden seinem Zwecke; gegen Alle, die von ihm abhängen, oder die ihm nichts nützen können, zeigt er ein dumm hochmüthiges Benehmen, und seine Nähe wird unheimlich, bedrückend.

Speilzahn hat keine Liebe für sein Weib, kein väterliches Herz für seine Kinder. Er kann bis-

weisen eine Gemüthlichkeit erheucheln, durch die aber bald seine starre Selbstsucht um so schroffer durchbricht.

Als Gelehrter ist Speilzahn ein mittelmäßiger Kopf, der auf die höchsten Stellen, Würden, Ruhm und Unsterblichkeit Anspruch macht. Sie haben nicht sowohl an und für sich den Werth für ihn, als vielmehr, weil er sie Andern mißgönnt. Was er von keinem Andern glaubt, daß er es sei: edel und tugendhaft, das begehrt er auch selbst nicht zu sein. Er würde aber selbst nach Edelmuth und Tugend streben, könnte er den Werth erfassen, den sie andern Menschen geben.

Dieser gelehrte Speilzahn hat keine schöpferische Kraft aus sich, nur eine vernichtende gegen Andere. Er wird ein scharfer Kritiker, weil er als solcher am bequemsten das Streben, Wirken und Schaffen Anderer herabsetzen, ihnen jede Lebensfreude vergällen kann.

Er hat auch sein Publikum. Denn es giebt Leute, die zu schwach sind, um selbst ihre Bosheit an den Tag zu fördern, deren jämmerliches Gemüth aber gekitzelt wird, wenn sie Jemanden recht herabgesetzt, gekränkt sehen, wobei es ihnen ganz gleichgültig ist, ob sie diesen kennen, oder nicht. Es ist Einer heruntergerissen worden, das ist prächtig, herrlich!

In B. lebte ein Prachtexemplar eines recensirenden Speilzahns. Eine Figur, dünn wie die Luft, aber wie eine verpestete, ausgetrocknet wie Pergament, welches die Franzosen *peau de chagrin* nennen, und er war eine Haut des Verdrußes, ein Gegensatz zu einer sogenannten guten Haut, für Alle, mit denen er in Berührung kam. Seine Augen und Lippen waren stets zusammengekniffen, seine Hände geballt, als hätte er zwischen denselben Etwas, in das er sich mit seinen Nägeln hineinkrallte. Sein Verstand war scharf wie Bieereißig, sein Herz eine Giftblase.

Dieser große Mann hatte gehört, ein Satyrer habe sich dadurch einen Namen gemacht, daß er mit einem Aufsatz voll Witz und Satyre gegen eine berühmte Sängerin austrat, und er beschloß, sich auch einen Namen zu machen. Alle Künstlerinnen von bedeutendem Rufe, die nun nach B. kamen, dienten dem Speilzahn als Zielscheiben, um seinen Geißel gegen sie auszuspritzen.

Seine Aussätze klangen aber so hohl, daß die Leute sich die Ohren zuhielten, sie fielen so plump, daß man ihnen aus dem Wege ging, und waren so schmutzig pöbelhaft, daß man die Blätter nicht in die Hand nahm, wo man sie vermuthete.

Das machte Herrn Speilzahn nur noch giftiger, er gerieth in Raserei, der Schaum kochte ihm vor dem Munde, er krächzte: finde ich denn kein gleichfühlendes Wesen auf Erden? Der Teufel erhörte sein Flehen, er fand eine Frau Speilzahnin, eine Komödiantin niedrigsten Schlages, die bereits alle Zucht, Ehre und jedes bessere Gefühl unter ihren großen Füßen zermalmt hatte, und nur noch die verächtliche Lust des Kokettirens mit Männern und des hämischen Verleumdens der Colleginnen kannte. Sie reichte ihm die Hand. Von einem Austausch der Herzen konnte nicht die Rede sein. Denn wo nichts ist, hat selbst Amor, der mehr Macht besitzt, als ein Kaiser, sein Recht verloren.

Das saubere Paar zieht nun durch die Welt. Wo es hintritt, verwelken alle Blumen, der fruchtbarste Boden erzeugt nur Disteln, und wenn sie von den Brettern herab, in den begeisterten Worten erhabener Dichter, edle Gefühle recitirt, klingt es, als ob ein Bär die Orgel spielte, oder der Teufel psalmodirte.

Das Gefühl des Hasses, das sie zusammengeführt, hat sich jetzt gegen sie selbst gekehrt, und ein Maler, der die Hölle abconterfeien wollte, dürfte sich nur ihre Ehe zum Vorbilde nehmen.

Speilzahn als Beamter ist eine Geißel für seinen Wirkungskreis. Nichts, was ein Anderer gethan, läßt er gelten. Er liegt, wie ein Spürhund, im Hintergrunde, um auf jeden Vock seiner Vorgesetzten und Untergebenen aufzulauern. Er arbeitet nur im Verdächtigen, Denunciren. Er will nicht das Wohl seines Landes heben, nur sich selbst auf die Schultern Anderer, damit er sie niedertrete, das ganze Gewicht seiner Verachtung sie fühlen lasse. Er füllt seinen Posten aus, indem er Alles von sich drängt, und nur allein um sich greift. Er ist eine herrschende Pest, die, je weiter sie Macht gewinnt, um so mehr Alles ringsum verödet.

Speilzahn als Nichts, ist, trotz seiner Nullität, nicht minder gefährlich. Er ist die Viper,

die sich im Staube windet, Verachtung ist sein angeborenes Loos, er strebt nach keinem bessern, er fühlt sich in seiner tiefen Erniedrigung wohl, weil er darin unbemerkt stechen kann.

Speilzahn als Nichts ist zu allen geheimen Missionen, die den Stempel der Charakterlosigkeit an sich tragen, berufen. Er fühlt sich groß darin, denen, die ihn so gering achten, daß sie keine Rücksicht in seiner Nähe nehmen, schaden zu können. Er lebt von dem Verderben Anderer, jauchzt auf bei dem Verzweiflungsgeschrei Anderer, und wenn ein Unglücklicher ausruft: Himmel, warum hast du mir das gethan! — reibt Speilzahn sich behaglich die Hände, schleicht in einen finstern Winkel und fichert schadensfroh: das habe ich ihm gethan! — —

J. Laßter.

Die Dilettantin.

Eine Novelle von Caroline von Göhren.

(Fortsetzung.)

Die Verlobung einer jungen Dame aus der Gesellschaft gab Veranlassung zu mancherlei Festen. Mehrere Bälle folgten schnell auf einander und eine glänzende Schlittensfahrt wurde veranstaltet. Ina liebte leidenschaftlich dies Vergnügen und klatschte freudig in die Hände, als Nordstetten um die Erlaubniß bat, sie und ihre ältere Schwester fahren zu dürfen, und der Vater es zusagte.

Ein warmer Blick Nordstettens sprach ihr seinen Dank aus, und ehe er das Zimmer verließ, flüsterte er ihr zu, daß nun erst die Partie Werth für ihn habe und ihm Freude mache.

Zur bestimmten Stunde hielt der elegante Schlitten vor der Thür und Nordstetten lenkte selbst mit gewandter Hand geschickt die muthigen Pferde, die pfeilschnell über den funkelnden Schnee dahinflogen. Die Sonne sendete schon erwärmende Strahlen vom wolkenlosen Himmel herab, die Gesellschaft war in der heitersten Stimmung, und Alle freuten sich, daß man diesen Tag zur Fahrt gewählt hatte, da vorauszusehen war, daß die weiße Schneedecke die Erde nicht lange mehr be-

decken würde. Ein Ball hatte den Abend beschließen sollen, allein die jungen Damen hatten gebeten, ihn bis auf den nächsten Tag zu verschieben, wohl wissend, daß ein mehrstündiger Aufenthalt im Freien, zumal da gegen Abend die Kälte wieder ziemlich bedeutend wurde, dem Teint nicht eben vortheilhaft ist. Man fuhr bis auf ein nahegelegenes Dorf, wo in einem guten Gasthof ein *goulé* eingenommen wurde, und die Herren den Vorschlag machten, daß man bei der Rückfahrt zusammen bleiben und bis zum Hause des Grafen W., was mitten in der Stadt lag, fahren und dort aussteigen solle, weil es keinen guten Effect mache, wenn die Schlitten gleich am Thor sich trennten und einzeln in den Straßen herumführen, von dort könne dann jeder Herr seine Dame an ihre Behausung fahren. Man war es zufrieden, und die Gräfin versprach, die Frierenden mit einer Tasse heißen Thee zu erquicken. Als die Gesellschaft in den durchwärmten Zimmern der Gräfin versammelt war und warme Getränke die erstorbenen Lebensgeister wieder belebt hatten, rief der Graf plötzlich:

Aber nun, meine Herren, nach alter hergebrachter Sitte des Schlittenrechts, — die Damen dürfen ihren Rittern den üblichen Zoll, den Kuß, nicht verweigern!

Hier von wollten nun die jungen Mädchen nichts wissen, und Julie, Ina's ältere Schwester, sagte schnell zu dieser:

Laß uns gehen, die Mutter wird die Schlitten gehört haben und uns erwarten.

Schweigend bot Nordstetten den Damen den Arm und führte sie in ihre nahegelegene Wohnung. Als aber Julie sich auf einen Augenblick entfernte, trat Nordstetten rasch zu Ina.

Nicht vor den Augen gleichgültiger Menschen habe ich mein Schlittenrecht verlangt, — rief er, indem er den Arm um ihre Hüften legte — aber jetzt möchte ich es fordern!

Angstlich sah Ina, keines Wortes mächtig, zu ihm auf, aber schon zog er sie an seine Brust und bedeckte ihren Mund mit heißen, glühenden Küßen.

Die Stimme der Baronin schreckte ihn empor, und mit der Gewandtheit des Weltmannes begann er eine leichte Unterhaltung, ohne daß es

ihm jedoch gelungen wäre, das Auge der klugen Frau zu täuschen.

Es lag nicht in den Ansichten der Baronin, das Vertrauen ihrer Kinder zu erzwingen oder sie mit Vorwürfen zu bestürmen, sie begnügte sich, sie sorgsam zu bewachen, und erwartete ruhig, bis das Bedürfnis der Mittheilung sie an der Mutter Brust führte. War in Ina's Herzen der Keim der Liebe ersprossen, so wußte sie, daß sich dies Herz der Mutter erschließen würde, vor der sie nie ein Geheimniß gehabt hatte, wozu sollte sie also durch Fragen das vielleicht noch schlummernde Gefühl wecken oder es wohl gar erst hervorrufen? Man hat der Beispiele so manche, daß durch Neckereien der Gespielinnen oder durch unzeitige Fragen der Eltern eine Neigung entstanden ist, die vielleicht sonst nie in's Leben getreten wäre. Man wird oft erst durch diese Neckereien aufmerksam auf den Gegenstand, den man lieben soll, oder von dem man, nach der Meinung der Freundinnen, geliebt wird, und so entsteht entweder wirklich eine Neigung, oder man bildet sich zuletzt ein, ein wärmeres Gefühl für den Mann zu empfinden, eben weil Andere es glauben, es behaupten.

Dies wollte die Baronin vermeiden, aber doch Ina aus einer Nähe entfernen, die ihr Gefahr drohen konnte; sie machte daher am andern Morgen ihrem Manne den Vorschlag, da doch der Winter bald vorbei sei, zurück auf's Gut zu gehen, indem sie ihm zugleich ihre Befürchtung in Bezug auf Nordstetten mittheilte.

Das geht auf keinen Fall, — sagte der Baron — es soll zum Palmsonntage ein großes Concert für die Armen gegeben werden, der kunstliebende Herzog von St. hat den Saal hier im fürstlichen Palais dazu bewilligt, ja man hofft sogar, daß der ganze Hof zu der Aufführung kommen wird. Ich habe versprochen, daß Ina mehre Solo's übernehmen soll, wir können also vor Ostern nicht fort, und wegen Nordstetten brauchst Du nichts zu fürchten, er denkt nicht an das Mädchen, die ja nicht einmal hübsch ist. Aber so seid Ihr Mütter alle, wenn ein Mann ein paar Mal freundlich mit Euren Töchtern spricht, so glaubt Ihr gleich, er ist in sie verliebt!

Die Baronin schwieg, denn sie wußte wohl,

daß ihr Gatte von seinen einmal gefaßten Plänen nicht abging, doch gelobte sie sich, Nordstetten jede Gelegenheit zu nehmen, Ina zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Orleans. *

Historische Skizze.

Der Regent! dieser bloße Namen flößt Widerwillen und Verachtung ein, denn er erinnert an eine der unglücklichsten Epochen Frankreichs.

Frankreich trug in seinem Schooße die Elemente zu einer unermesslichen politischen und socialen Revolution; die Regentschaft erhöhte die Leiden des Volkes, brachte dasselbe dadurch zur Verzweiflung und bereitete es zu dem großen Kampfe vor.

Der Regent verringerte den Werth der Münze. Das Vertrauen des Volkes nahm ab; die Regierung mußte noch mehre Hilfsmittel gleicher Art ergreifen.

Von dieser Noth umgeben, gab der Regent das Beispiel der Lasterhaftigkeit; er begünstigte jene Richtung, die bei der großen Ausschweifung bei dem Volke Gottlosigkeit war. Der moralischen und religiösen Richtung der Gesellschaft folgte der Forschungsgeist. Voltaire zerstörte den Nimbus des Clerus; die Lehren dieses fruchtbaren, geistreichen, boshaften, leidenschaftlichen und geschmeidigen Mannes waren epicuräisch, seine Ansichten vorwärtstrebend und feurig, aber ungeachtet seiner lenksamen Begeisterung und seiner Leidenschaft für den geistigen Fortschritt, ließ er sich viel zu sehr von Ruhmsucht beherrschen. Er griff kühn die Religion und ihre Diener an, er verkündigte den Sturz der alten Welt, die sich selbst aufgerieben hatte, aber er gab nicht das Signal zu

* Charles Marchal hat einen sehr freisinnigen Beitrag zur Geschichte Frankreichs geliefert: **Die Familie Orleans** von ihrem Entstehen bis auf Louis Philipp. Auch besitzen wir bereits eine Uebersetzung dieses eben so lesenswerthen, wie beherzigenswerthen Buches, von Dr. Fr. Herrmann, Grimma, Verlags-Comtoir.

demokratischen Reformen. Diese Ehre war Jean Jacques Rousseau aufbehalten. Welcher Mann! welche Theorien! welcher unermüdliche, muthige Athlet! Er war der Erste, der eine tiefe Verachtung der Monarchie aussprach; der Erste, der davon sprach, daß die Gesellschaft neuer Grundlagen bedürfe, daß dieselbe wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, die Aristokratie und Tyrannei bekämpft werden müsse. Er blies dem Volke eine Seele ein; er lehrte es, sich selbst kennen, lehrte es denken; er gab ihm das Bewußtsein seiner Kraft, seiner Vernunft, seines Verstandes. Dieser hellsehende, demokratische Philosoph predigte die Alleinherrschaft des Volkes und griff die bestehenden Formen der Regierung an. Er empfand gerechte Verachtung gegen eine weibliche Gesellschaft, die immer bereit, dem Reichen, sei er auch noch so lasterhaft, Weibrauch zu streuen, nur gegen den Armen geringschätzend und grausam war. Rousseau, ein geborner Plebejer, hatte persönlich unter den Gesetzen dieser Gesellschaft zu leiden gehabt. Die Welt zerdrückte diese glühende, erhabene und zugleich tiefe Seele, die schon durch das Glend abgemattet war, und verwandelte ihre sanften Regungen in eine wilde, finstre Menschenfeindlichkeit. Rousseau beschleunigte durch sein Genie, durch Größe und kühne Freimüthigkeit seiner Gedanken, den Sturz des alten Systems. Mehr als jeder Andere verdient er den Dank der Nachwelt, denn er arbeitete an der Umgestaltung der Menschheit und bereitete den Geist des französischen Volks auf die Weihe großer Umwälzungen vor.

Während die Schriftsteller eine Veränderung begründeten, bereitete der Regent sich auch vor und erhöhte durch seine Eigenmächtigkeiten die Leiden des Volkes, die schon fast unerträglich waren, noch bedeutend. In dieser Epoche wurde der Grund zu jener erhabenen Revolution gelegt, welche das Herz der Könige treffen und beweisen sollte, in welchem Grade die Freiheit der Nerv der Reiche ist! Der Regent und seine Roués, der Abbé Dubois, Broglie, Brancas, Canillac, Paroche Foucauld, Mian, Deidié, Salvart, la Haye, de la Force, de Noce, Noailles u. s. w. trugen das Ihre dazu bei.

Die Soupers des Regenten, wo alle diese Roués

figurirten und ein Studium aus der Zügellosigkeit machten, wo seine Tochter aller Weiblichkeit und Schamhaftigkeit Hohn sprach, haben eine nur zu traurige Verühmtheit erlangt. Das Volk übertrieb die Schilderungen nicht; selbst Saint-Simon hat, so ergeben er auch den Orleans war, nicht umhin gekonnt, diese Orgien zu brandmarken.

„Dort wurde getrunken bis zur Völlerei und dann,“ sagt Saint-Simon, „überboten einander die saubern Genossen mit entblößten Busen und in der unschicklichsten Kleidung, in Zoten und Unanständigkeiten; und wenn sie Lärm genug gemacht hatten und betrunken genug waren, gingen sie schlafen, um den folgenden Tag wieder anzufangen, wo sie jetzt aufhörten.“ *

In Ausschweifungen aller Art vergeudete der Regent seine Vernunft und stumpfte seinen Verstand ab. **

Die Angelegenheiten des Landes überließ er unterdessen der Unwissenheit und der Treulosigkeit gewisser Individuen. Er bedeckte sich mit Schande, indem er gewisse finanzielle Maßregeln traf, welche gegen die allergewöhnlichsten Regeln der Rechtlichkeit anstießen. Er zerstörte das Vertrauen des Volks, er bediente sich der Polizei zu seinen schändlichen Zwecken; er versetzte dem Handel, der Industrie, und mit ihnen der Arbeit in ihren Quellen tödliche Wunden; er mißbrauchte die Justiz, um seinen Feinden zu schaden, und trieb zuletzt Handel mit derselben. Ich will hier nicht die Finanziers in Schutz nehmen; — sie hatten auf das allgemeine Glend speculirt; hatten sich hart, mitleidslos gezeigt; sich ihres Geldes bedient, um die ergiebigen Quellen der Industrie auszubeuten; sie hatten das Volk, seine Arbeit mißbrauchend, ausgefogen, ihm das Leben schwer gemacht; aber dessenungeachtet hatten sie die Gesetze des Landes nicht übertreten und hierin jenem gewissenlosen Adel nicht nachgeahmt.

Der Regent trat alle Gesetze mit Füßen, indem er einen neuen Gerichtshof einsetzte, und so-

* Was mag wohl ein größerer Fluch für einen Staat sein, wenn die wüste Sittenlosigkeit, oder wenn die dumme unduldsame Orthodoxie bei Hofe herrscht?

** Zu demselben Ziele gelangt man auch durch pfäffische Religions-Verdampfung.

mit bewies, wie gefährlich die Gewalt in schlechten Händen wirkt.

Es mußte indessen darauf gedacht werden, diese finanzielle Krisis zu beenden. Der Regent ließ den Rathschlägen eines Schotten, Namens Law, ein geneigtes Ohr. Dieser berühmte Finanzmann ist von Manchen für einen intriguanten Abenteurer, von Andern für einen rechtlichen Mann gehalten worden. Gewiß ist es, daß er das Talent besaß, Andre von der Haltbarkeit seiner Projecte zu überzeugen. Desmaretz und Chamillard hatten, sein Genie nicht begreifend, ihn Beide zurückgestoßen. Der Regent ließ sich durch die Nothwendigkeit hinreißen, sein System zu versuchen. Daher das Börsenspiel, welches noch jetzt seinen nachtheiligen Einfluß auf die Nationen ausübt. * Law's Plan wurde angenommen und hatte Erfolg. Seine allgemeine Wechsel- und Umsatz-Bank führte den Credit nach Frankreich zurück. Darauf schlug er, um Frankreich den Hauptgewinn der Entdeckung Amerika's zu sichern, die Errichtung einer westindischen Compagnie vor. Daher schrieb sich der Aufsehen erregende Reichthum des erfinderischen Schotten, welcher das Mißtrauen in dessen Redlichkeit begründete. Der Regent und sein Schützling Law hatten die höheren Klassen begünstigt und es ihnen leicht gemacht, sich zu bereichern, was viele unzarte Verträge veranlaßte.

„Aber diese Umwälzung bewirkte,“ wie Lavallée sagt, „auch viel Gutes. Uebrigens richtete er nicht Frankreich zu Grunde, wie man behauptet hat, er bewirkte nur einen Wechsel des Wohlstandes; auch brachte er den Reichthum in Bewegung, der früher in einzelnen Familien und in der Erde ruhte, von nun an aber durch Handel und Industrie in Umlauf kam.“

Der Seehandel erhielt dadurch einen Umschwung, der Frankreich ein halbes Jahrhundert lang einen bedeutenden Kolonial-Reichthum ver-

* Alle unsere deutschen Handelschriftsteller, welche naiv genug sind, sich National-Deconomen zu nennen, während sie nur für die Gewinnsucht der Geld-Aristokraten, die den völligen Ruin jedes Volkswohlstandes herbeiführt, das große Wort führen, mögen hier sehen, welcher gemeinen Ursprung, den es stets zur Schau trägt, das Börsenspiel hat.

schaffte. Die innern Provinzen empfanden davon eine heilsame Erschütterung, und die armen und trügen Bewohner der Gegenden, wo das Geld rar und die Landeserzeugnisse werthlos waren, belebten sich an der allgemein erhöhten Thätigkeit."

"Aber," sagt Lemontey, "wenn die Erfahrung Law's dem Volke die Banken, den Handel, die Industrie, die Genußsucht, den Unternehmungsg Geist bot, so trug dagegen die Regierung das Mißtrauen gegen jeden Fortschritt, die Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung zur Schau, und unterwarf das Volk den verhaßtesten Auslagen. Die Geschichte muß diese Epoche als den unverwerflichen Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an die entsetzlichste Zerrissenheit sich nach und nach vorbereitete, indem die Franzosen, an Aufklärung und Wohlstand zunehmend, sich immer mehr gegen die nicht zeitgemäße Bedrückung durch ihre, sie noch voll Vorurtheile und Furchtsamkeit wählenden Herrscher auflehnten." *

Law war mithin, was man auch gegen ihn gesagt haben mag, ein großer Finanzmann; er that Frankreich mehr Gutes als Böses. Die heut zu Tage stattfindenden ärgerlichen Ausstritte an der Börse und die Unverschämtheit derer, die das Börsenspiel treiben, beweisen, daß der Durst nach Geld und die Sucht nach Erfolg seit den Finanzspeculationen der Regentschaft nur zugenommen haben. Der Regent hatte versprochen, den niederträchtigen Cardinal Dubois, seinen frechen Genossen, nicht an den Geschäften Antheil nehmen zu lassen. In Folge der durch Law hervorgerufenen finanziellen Krisis ließ er Dubois sich des Ministeriums bemächtigen, wie er ihn zuvor sich seiner Macht und seines Willens hatte bemächtigen lassen. Von nun an hörte dieser verderbte Geistliche auf, für den Regenten zu wirken, indem er nur noch den verbrecherischen Eingebungen seines Ehrgeizes folgte. Der Regent, der Sorgen der Verwaltung, zu welcher er nur Faulheit, Unfähigkeit und Böswilligkeit mitgebracht hatte, über-

* Die Deutschen wallfahrten nach Paris und kommen zurück als entnernte Halb männer. Fingen die Franzosen an, nach Deutschland zu wallfahrten, sie würden mehr Vortheil davon haben, — als bessere Unterthanen heimkehren.

hoben, versank tiefer als je in seine entehrende Schwelgerei.

Dieser entartete, sittenlose Mann hatte die Rathschläge Dubois befolgt; er hatte sich beispiellose Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger, die sich seinem Willen widersetzten, und besonders gegen die natürlichen Söhne Ludwigs XIV. erlaubt. Das Volk blieb bei diesen Familienstreitigkeiten gleichgültig. Die habfüchtigen Bewegungen, welche die Versuche Law's angefaßt hatten, waren demselben fremd geblieben. Das Volk allein in ganz Frankreich folgte nicht dem bis zum Wahnsinn und zur Barbarei getriebenen Beispiele der Habsucht und Treulosigkeit. Es verharrte in Elend und Rechtschaffenheit. Der Regent hatte Betrügnern, Mördern und Lüstlingen die Arme geöffnet; er prunkte mit Sittenlosigkeit; er trieb die Unordnung und Immoralität bis zum Wahnsinn. Er überließ sich mit Dubois, den er mit Reichthümern überhäuft hatte, den niederträchtigsten Betrügnereien. In diesem Lande, wo so viele rechtschaffene Arme im Elende leben und sterben, ohne daß je eine erfreuliche Verwirklichung ihre bescheidenen Hoffnungen krönt, prunkte der sittenlose Dubois in Gesellschaft und durch die Freigebigkeit des Regenten mit einem Luxus, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann.

Hier eine Uebersicht seiner Einnahmen:

Cambray	120,000	Livres
Roget-sous-Corny	10,000	"
Saint-Just	10,000	"
Marivaut	12,000	"
Borquell	12,000	"
Berguet-St.-Vinon	60,000	"
Saint-Bertin	80,000	"
Cercamp	20,000	"
Premier-Minister	150,000	"
Die Posten	100,000	"
Pension von England	980,000	"

Total-Summe 1,554,000 Livres.

Dubois und der Regent führten mit aller Gewalt den Untergang von Recht und Sittlichkeit herbei. Indem sie alle Scham und alles öffentliche Zutrauen mit Füßen traten, indem sie ihrem unerhörten Verfall eine gewisse Berühmtheit gaben, boten der Regent und seine Roués das

Beispiel erniedrigter Größe dar. Die Zügellosigkeit der schwelgerischen Orgien dieser hohen Personen überstieg an Frechheit Alles, was die ausschweifendste Phantasie nur je zu ersinnen im Stande wäre. Jeder dieser Glenden prunkte auf die unverschämteste Weise mit seinen Lastern und Verbrechen; sie suchten eine Ehre darin, den Synismus und die Ausgelassenheit dieser namenlosen Belustigungen auf's Höchste zu treiben. Den Namen der Männer, die wir angeführt haben, müssen wir die einiger verirrter Frauen zugesellen, welche, ihre hohe Bestimmung auf Erden vergessend, die schamlosen Neigungen der Roués theilten. Mitten unter Operntänzerinnen und Freudenmädchen konnte man bei diesen Orgien Frau von Fabran, Frau von Mauhy, die Herzogin von Sevres und die Tochter des Regenten bemerken. Diese leichtsinnigen, ehrvergessenen Frauen hatten das Palais-Royal zu ihrem Zusammenkunftsorte auserwählt. Noch zwei Töchter des Regenten dürfen wir nicht vergessen bei Aufzählung dieser sauberen Gesellschaft zu nennen: Fräulein von Valois und Louise Adelaide von Orleans, die eifersüchtig auf den lasterhaften Ruhm ihrer Familie, sich bestrebten, nicht hinter demselben zurückzubleiben.

Diese ganze Gesellschaft lebte übrigens in einer eleganten, Wohlgeruch athmenden Atmosphäre. Es fehlte ihnen nicht an Geld, um sich alle nur erdenklichen Genüsse und Berausungen zu verschaffen. Die Immoralität und Gemeinheit der Großen hatte den höchsten Grad erreicht. Bei einem jener Feste sprach eine Dame Folgendes gegen den Regenten aus:

„Nachdem Gott den Mann erschaffen hatte, nahm er noch ein Stück Roth und bildete daraus die Seele der Prinzen und Bedienten!“

Es fehlte nicht an Satyren und Epigrammen gegen dieses Uebermaß von Schamlosigkeit, welches den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung herbeiführte. Aber dadurch ließen die Roués sich nicht abhalten, ihr Zeitalter zu besudeln; sie lachten frech über die öffentlichen Kritiken, und begnügten sich, die freimüthigsten Schriftsteller in die Bastille werfen zu lassen. Die Saturnalien der Alten sind nichts gegen jene Orgien, in welchen der Regent und seine Freunde sich in Verworfen-

heit erschöpften. Alle Geschichtschreiber haben jene Zeit kühn gebrandmarkt. Sie bietet ein so trauriges als abscheuliches Beispiel von Tod, Verzweiflung, Niederträchtigkeit und Hoffnungslosigkeit dar.

Einige Monate nach der Mündigwerdung des Königs trat der Herzog von Orleans die Regentschaft ab und übernahm im Ministerium die Stelle von Dubois, welcher in Folge seiner Schwelgereien gestorben war. Als Madame, die Mutter des Regenten, einige Zeit zuvor gestorben war, machte das Publikum ihr folgende Grabschrift:

„Hier ruht die Mutter aller Laster!“

Am 25. December 1725 starb Orleans im Schooße seiner niederträchtigen Schwelgereien.

„Der Tod des Herzogs von Orleans,“ sag Laurentie (von dem wir sagen können, was wir von Montjoie sagten: Er gehört derselben Meinung an und schreibt aus demselben Gesichtspunkte), „war zu auffallend, als daß Menschen, die sich gewöhnt haben, die Wege der Vorsehung zu beachten, in demselben nicht eine schreckliche Strafe hätten erkennen sollen. Was die Art von Menschen anbetraf, die in jenen Orgien gebildet waren, so wendeten dieselben sich anderen Freuden zu, glücklich, daß Zügellosigkeit und Schwelgerei für immer durch große Beispiele sanctionirt war. Aber die Nation war leidend und gedrückt und wagte nicht, in dem Tode des Fürsten, der sie durch Ueberlassung der Gewalt an Unwürdige zu Grunde gerichtet hatte, eine Vergeltung ihres Unglücks zu sehen; denn der Staat fand, den Händen eines Kindes überlassen, nicht die Kraft, sich zu erheben, und die Verzweiflung schien zuzunehmen, als man erfuhr, der Herzog von Bourbon, ein anderer fürstlicher Charakter, fürchtbar durch seine Härte und seinen Egoismus, sei zum Nachfolger des Regenten erwählt.“

„Es waltete ein gewisses Verhängniß über diese Reihfolge von Männern, welche sich der französischen Monarchie bemächtigten, um dieselbe durch ihre Schändlichkeiten entehrt und durch ihre Politik gemordet, in die Hände einer Revolution zu werfen, die durch den Verfall der Moralität sich schon nach und nach vorbereitete. Es ist nur zu natürlich, daß die Geschichte nur verächtliche Benennungen, nur Born für jene Minister, für

jene Fürsten hat, die durch ihren Cynismus und ihre Systeme Frankreich verheerten. Aber auch ohne sich zu Uebertreibungen des Spottes hinreißen zu lassen, kann man sehr ernstlich die Ursachen aller Mißgeschicke des Vaterlandes beurtheilen. Die Regierung Ludwigs XIV. war eine despotische; doch fehlten derselben Ruhm und Ehre nicht. Der Despotismus blieb unter der Regentschaft im vollsten Sinne des Wortes, aber der Ehre ermangelte dieselbe gänzlich." . . .

"Der Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts war wie der aller verderbten Zeiten, unerträglich und grausam. Die Regentschaft war eine Epoche der Bollust und Entkräftung, und dennoch mußte die Macht sich oft mit Strenge waffnen, und die Gerechtigkeit war mehr als einmal blutig und unmenschlich. Ein neues Beispiel, daß Sittenverderbniß die Härte der Gewalthaber bezingt."

Die Regentschaft hatte einen unglücklichen Einfluß auf die Zukunft Frankreichs und auf Alle, die darunter litten; aber sie bereitete durch ihre für immer verhaßten Frevel den Kampf vor, in Folge dessen das Haupt Ludwigs XVI. fiel.

Es folgte bald jener große Kampf, den die unterjochten Klassen gegen die Bevorzugten unternahmen; er führte viel Unglück im Gefolge; der Bürgerkrieg ist immer ein gewaltsamer, beklagenswerther Uebergang; aber die Völker können nur mit Hilfe gewaltsamer Mittel das Joch der Tyrannen abschütteln. Schon längst würden solche blutige Kämpfe nicht mehr stattgefunden haben, wenn von den Männern, welchen der Zufall die Gewalt verlieh, nur einige es sich ernstlich hätten angelegen sein lassen, die großen gesellschaftlichen und politischen Fragen zu lösen, deren Entscheidung die Welt bewegt. Die so ausschweifende, übermüthige, grausame Regentschaft rechtfertigte die Repressalien des Volks.

Das Volk hat eine natürliche Abneigung gegen die despotische Gewalt, die, um sich zu erhalten, dasselbe ausbeutet, aussaugt, unterdrückt. Die Freiheit, deren Princip Gott in sein Herz gegraben hat, läßt es den Despotismus als unnöthig für die Organisation der Gesellschaft betrachten; es denkt also nur des Tages der Befreiung. Aber nur dann, wenn die Macht mit

der Grausamkeit eine große Verderbtheit vereint, erhebt sich die Nation mit Gewalt.

Dem Herzog von Orleans folgte Ludwig XV., ein junger Mann mit einem erschlafften egoistischen Herzen, der, die Gewalt mißbrauchend, das Werk des Regenten vollendete.

Gedanken über verschiedene Gegenstände von Pope.

I.

Bescheidenheit, wenn sie auch wegen sonst nichts weiter zu empfehlen wäre, belohnte schon dadurch genug, daß wenige Ansprüche machen einen Menschen in seiner Bequemlichkeit läßt, während Prahlen beständige Anstrengung erfordert, zu scheinen, was er nicht ist. Haben wir Verstand, so beweist es Bescheidenheit Andern am besten; haben wir keinen, so verbirgt sie am besten unsern Mangel daran. Denn, wie Erröthen zuweilen die Buhlerin für eine tugendhafte Frau passiren läßt, so kann Bescheidenheit dem Narren das Ansehen eines verständigen Menschen geben.

II.

Nicht sowohl das Freisein von Fehlern als das sie Ueberwunden haben ist das für uns wahrhaft Fördertliche; indem es mit den Seelenthorheiten die Bewandniß hat, wie mit dem Unkraut des Feldes, das, wenn es auf dem Orte seiner Geburt vernichtet und verfezt wird, ihn mehr bereichert und verbessert, als wenn da nie welches gewachsen wäre.

III.

Sich ärgern, heißt die Fehler eines Andern an sich selbst rächen.

IV.

Was Cicero vom Kriege sagt, kann auch vom Disputiren gelten, man sollte es immer so treiben, daß man eingedenk bliebe, wie der einzige Zweck davon der Friede ist. Aber echte Disputirer sind gewöhnlich wie echte Waidmänner, ihr ganzes Vergnügen ist in der Jagd, und ein Disputirender kümmert sich nicht mehr um die Wahrheit, als der Jäger um den Hasen.

V.

Der größte mir bekannte Vortheil, den wir davon haben, wenn uns die Welt für geistreich hält, ist, daß es einem mehr Freiheit giebt, den Narren zu spielen.

VI.

Wir sollten schon aus Humanität einen Menschen eben so wenig gering achten wegen Unglücksfälle des Geistes als der des Leibes: wenn es solche sind, die er nicht ändern kann. Würde dies gehörig bedacht, wir

würden so wenig über Jemandes schwaches Gehirn, wie über das Loch in seinem Kopfe lachen.

VII.

Ein Mann von Geist ist nicht unfähig zu Geschäften, wohl aber über ihnen. Ein feuriges edles Pferd kann einen Pankfattel tragen, so gut wie ein Esel, ist aber zu gut für die Plackerei.

VIII.

Blumen der Rede Kunst in Predigten und ernsthaften Vorträgen sind wie die blauen und rothen Blumen im Korn, wohlgefällig Denen, die bloß des Vergnügens wegen kommen, aber widrig dem, der den Nutzen ernten möchte.

IX.

Rathgeben ist in vielen Fällen bloß das Vorrecht, selbst etwas Thörichtes unter dem Vorwand zu sagen, einen Andern abzuhalten, dergleichen zu thun.

X.

Es giebt manche einsiedlerische Wichte, die das menschliche Geschlecht verlassen zu haben scheinen, wie Eva den Adam, nur um mit dem Teufel geheim zu verkehren.

XI.

Da es vernünftig ist, die meisten Dinge zu bezweifeln, so sollten wir doch vor Allem diese unsere Vernunft bezweifeln, die alle Dinge beweisen möchte.

XII.

Ein Mann, der ein schönes Weib bewundert, hat gleichwohl nicht mehr Ursache, sich ihr zum Satten zu wünschen, als ein Bewunderer der hesperischen Apfel hätte, der Drache zu sein, der sie hütet.

XIII.

Allgemein hört man über Undank schreien; aber gewiß, die Klage ist falsch gerichtet: sie sollte über Eitelkeit lauten. Nur erklärte Schurken sind vorsätzlicher Undankbarkeit fähig; aber beinahe Jedermann ist fähig zu glauben, er habe mehr gethan, als ein Anderer verdient, während der Andere weniger empfangen zu haben glaubt, als er verdient.

XIV.

Ich kannte in meinem Leben niemals auch nur einen Menschen, der nicht eines Andern Unglück als vollkommener Christ hätte ertragen können.

XV.

Zeitvertreib ist das Glück Derer, die nicht denken können.

XVI.

Kein Weib haßt einen Mann, weil er in sie verliebt ist, aber manches Weib haßt einen Mann, weil er ihr Freund ist.

XVII.

Das Auge eines Kritikers ist öfters wie ein Mikroskop, so gar fein und kritisch gebaut, daß es die Atome, Körnchen und kleinen Partikeln entdeckt, ohne

jemals das Ganze zu begreifen, die Theile zu vergleichen, oder mit einem Mal die Harmonie zu sehen.

XVIII.

Ein Fürst kann ein Werkzeug, ein Ding von Stroh sein; aber wenn er dazu dient, unsere Feinde zu schrecken und unser Eigenthum zu sichern, so ist es schon gut. Eine Bogelscheuche ist ein Ding von Stroh, aber sie beschützt das Korn.

XIX.

Die größten, die preiswürdigsten Dinge, die für das Gemeinwohl geschehen können, sind nicht von der Art, die große Talente, sondern nur große Ehrlichkeit erfordern. Ein König daher, um einen liebenswürdigen Charakter darzustellen, braucht weiter nichts, als ein gewöhnlicher, wohlberathener Ehrenmann zu sein.

Der Henker for ever!

Der Mensch muß Luft haben zum Athmen, der Fisch Wasser, um nicht abzusterben; die Pflanze Wasser zum Wachsthum; die Gesellschaft, in ihren gegenwärtigen Verhältnissen, kann ohne den — Henker nicht bestehen. Ja, so ist es, in dem Gebäude der Gesellschaft ist der Henker der Schlüsselstein. Es lebe der Henker!

Und das ist recht und consequent. Die gesellschaftliche Ordnung ist auf Ungleichheiten durch Uebereinkunft und auf Privilegien gegründet. Wenn ich sage durch Uebereinkunft, so täusche ich mich, durch Zwangsrecht, sollte ich sagen: denn zum Teufel, wenn diese Ungleichheiten und diese Privilegien zwischen dem Privilegirten und dem Heloten aufrichtig verabredet worden sind! Nein, nein, mit eurer Erlaubniß! sie sind dem Heloten vom Privilegirten auferlegt worden, auferlegt bei Strafe, von Gensd'armen des Gefängnisses, der Galeeren, des Todes, des Henkers, mit einem Worte... Die Gesellschaft hat keinen Mittelpunkt, die nicht den Henker im Hintergrunde hat.

Im Anfange der Welt, als zwei Menschen sich begegneten, hatten sie nicht die einfache und natürliche Idee, brüderlich beisammen zu leben, indem Jeder nach seinem Vermögen arbeitete und Jeder nach seinem Appetite aß, sondern der von Körper Kräftigste bezwang den Schwächeren und sagte zu ihm: Du gehörst mir, wie diese Erde,

wie diese Bäume, wie diese Thiere mir gehören: arbeite! Lump, arbeite! Ich, der ich mich ganz von Deiner Arbeit ernähre, werde ausruhen, werde mich vergnügen; beunruhige Dich nicht . . . ich bin ein guter Herr, ich werde Sorge für Dich tragen: für den Ertrag Deiner Arbeit werde ich Dir etwas zu essen geben, denn wenn Du nicht äßest, würdest Du sterben, und wenn Du stirbst, würde ich meine Sache verlieren, und meinerseits genöthigt sein, zu arbeiten. Als der Unterdrückte seines Schicksals müde zu sein schien, sagte der Unterdrücker: Rühre Dich nicht, Glender, denn dies wäre Empörung, und dann würde ich Dich tödten. Das ist die Entstehung des Henkers, wovon sich die Ueberlieferung bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat und noch viel Jahrhunderte dauern wird, wenn es den Völkern und Gott so gefällt.

Dieses Reich der Gewalt hat sich lange unter dem Schutze der Todesstrafe, das ist des Henkers, erhalten; aber so wie das gesellschaftliche Capital gewachsen (wohlverstanden, in den Händen Einziger, mit Ausschluß aller Andern, aufgehäuft) ist der Reichthum seinerseits ein Element der Gewalt geworden. Ihr habt kein Brot? sagt der Reiche zu den Armen, wohlan, seid meine Knechte, ich werde Euch Geld geben, seid meine Soldaten, ich werde Euch Geld geben, seid meine Leibeigenen, ich werde Euch Land geben.

Dieser Vergleich ging einige Zeit gut fort, denn die Armen, welche vorher nichts zu essen hatten, fanden es im Anfange ziemlich angenehm, für eine rauhe und beschwerliche Arbeit genug Brot zu ihrer Nahrung zu erhalten. Aber später, als sie an Anderes als an die Mittel, ihren Magen zu versorgen, denken konnten, fingen sie an, über die ungeheure Ungleichheit nachzuspüren, die unter ihnen armseligen Tröpfchen bestand, indem sie nur mit der Bedingung lebten, die Hälfte ihres Lebens einem Privilegirten hinzugeben, und dieser Privilegirte von dem Leben aller Andern lebte.

Halt da! schrie der Herr, es ist aufrührerisch, sich mit solchen Sachen zu beschäftigen, ähnliche Gedanken führen geradewegs zum Umsturz der Gesellschaft und zum Ackergerese. Bleibt ruhig oder hütet Euch vor dem Schaffot! — Der Henker

war also auch ferner der Schlußnagel dieser Gesellschaft.

Etwas später wetteiferten Feinheit und Arglist, welche auch eine Gewalt sind, mit der Gewalt und dem Reichthum zur Nutzung der Gesellschaft. Aus diesem Elemente sind die ehrgeizigen Priester, welche die Welt unter dem Deckmantel der Religion regieren, die raubgierigen Fabrikanten, welche die Arbeiter ausfaugen, die Finanzbeamten, welche den Handel verschlungen haben, und viele Andere hervorgegangen, welche zu nennen zu weitläufig wäre. Alles dies bildete sich nach und nach zur ausübenden Aristokratie, und als diese Aristokratie sich im vollen Besitze ihrer Privilegien sah, bediente sie sich auch des Kerkers und der Todesstrafe, um sie zu vertheidigen. Der Henker war also ferner der erste öffentliche Beamte der Gesellschaft.

Mit Hilfe der Zeit hat sich diese Einrichtung der allgemeinen Gesellschaft etwas verbessert, aber nicht geändert. Die Welt ist eine Beute geblieben für folgende drei Aristokratieen: die Gewalt, vertreten vom alten Adel, eine Erbin der Eroberung, — der Reichthum, vertreten von der Geldaristokratie, — die Intrigue, vertreten von jener beweglichen Aristokratie von Abenteurern aller Art, welche, schüchtern in den fetten Ländern der Gewalt anwurzelnd, endlich zu einem großen und starken Stamm emporgewachsen. Diese drei Aristokratieen endigten damit, daß sie sich durch Verbindung unter einander vermischten und durch stillschweigende Vereinigung verbündeten, welche die Nutzung des Menschengeschlechts zum Zwecke hat. Sie wirken auf der ganzen Erde, bis auf geringe Ausnahmen. Sie nennen überall öffentliche Ordnung das friedliche, regelmäßige Spiel ihres Saug- und Druckwerkes, und wehe dem, der diese Ordnung stören oder eine andere ihr unterschieben wollte! Für diese der Galgen, der Scheiterhaufen, die Schnur, das Schwert, . . . kurz der Henker.

Wenn die Revolutionen die Privilegien angreifen, wissen diese Aristokratieen kluge Zugeständnisse zu machen. Der Alleinhandel vergrößert sich ein klein wenig, oder zuweilen ändert er sogar nur seinen Platz. Man mauert die Thüre nicht zu, man hält sie nur etwas weiter offen,

damit Einige mehr das Recht haben, einzutreten. — Wenn dann die öffentliche Ordnung sich von dieser Erschütterung erholt hat, werden die Privilegirten wieder Conservative, und die zuletzt Angekommenen mehr noch als die Andern. Sagen Einige unter den Varias: Wenn die Gesellschaft nach der Majorität geleitet wird, woher kommt es, daß wir Männer des Volks, die wir die Majorität bilden, aller Rechte und aller Thätigkeit beraubt sind? — so schreien die Privilegirten: Demagogie! und der Henker erscheint in der Ferne den aufrührerischen Sprechern. Sagen Einige: Wenn die Gesellschaft nach Maßgabe der Fähigkeiten verwaltet wird, woher kommt es, daß wir, verdiente und fähige Männer, obgleich arm, kein Recht und keine Thätigkeit in dieser Gesellschaft finden? — so schreien die Privilegirten: Seht die Barbaren, die beredten Volksmänner! — und sie stellen sich in einen geschlossenen Phalanx, mit dem Henker hinter sich, wie eine verdeckte Batterie. Der Henker, der Henker! . . . Der Henker fehlt immer am wenigsten.

Es giebt, Gott weiß wie viel verschiedene Regierungsformen in der alten Welt: sogenannte Republiken, absolute Monarchien, constitutionelle Königthümer, Oligarchien, man findet überall Henker. Alle Gewalten haben den Henker mit einander gemein. Viele Revolutionen haben viele Gewalten umgestürzt. Eine einzige ist geblieben, immer, und trotz alledem, erledigt. Das und das französische Departement ist vierzehn Tage ohne Präfecten geblieben, die und die chinesische Provinz einen Monat ohne Mandarin, mehr als ein Collegium in Frankreich und England ist lange Zeit ohne Stellvertreter gewesen, wie viele Städte in Europa sind der Alkaden, der Bürgermeister, der Raddi's, der Friedensrichter, der Sheriffs beraubt! Oft war Mangel an Ministern, die katholische Welt hatte zuweilen keinen Papst, und man zählt viele Zwischenregierungen. Niemals erledigten sich die Henker. Jeder Staat ist mit seinen Henkern versehen, jede Provinz hat ihren Henker. Wenn der Fürst gestorben, hat man zuweilen gesäumt, ihn zu ersetzen, aber der Henker ist gestorben, es lebe der Henker! —

Und gleichwohl mildern sich die Sitten, daran braucht man nicht zu zweifeln: der Henker ist

deshalb ein Ding, welches selbst den Privilegirten, die seiner sich bedienen, selbst den Henkern, die nicht mehr wollen, daß man sie Henker nenne, zuwider ist. Wir haben menschliche Philosophen gehabt, welche endlich so weit gingen, daß sie die Folter und Tortur (versteht sich, die physische Tortur) abgeschafft wissen wollten. Wir haben im Anbeginn der Julirevolution die Fälle beschränkt, wo Todesstrafe angewandt werden soll. Es giebt noch Publicisten, und ihre Anhänger sind, Gott sei Dank, zahlreich, welche behaupten, die Todesstrafe müsse aus allen Gesetzbüchern als ein blutiger Ueberfluß verbannt werden. Wird der Henker deshalb aus der alten Welt verschwinden?

O nein, mein Gott, nein, der Henker ist ein Anhängsel der gegenwärtigen Gesellschaft, und ich weiß selbst nicht, ob eine wohlgesinnte Regierung ihn endlich abschaffen würde. Uebrigens sind die Systeme, welche Europa regieren, nicht Willens, es zu versuchen. In England henkt man für Kleinigkeiten, in Spanien feuert man auf einander, wie man sich anderwärts die Hand giebt, Portugal wählt seine Henker unter den zum Tode Verurtheilten, Deutschland hält so fest an seinen Kerkermeistern, daß es zwei oder drei von Frankreich zurückfordert, die sich, des Handwerks müde, zu uns gerettet haben, und Frankreichs Minister begreifen zu gut den Nutzen des Kerkermeisters, um sich nicht eifrigst zu bemühen, die Flüchtlinge an Deutschland zurückzuliefern. Was Frankreich betrifft, so ist es so weit entfernt, den Henker abzuschaffen, daß es neue Verbrechen schafft und neue Strafen erfindet.

Wie halten sich die Philosophen doch für wohlunterrichtet, sie verlieren ihre Zeit, indem sie gegen den Henker auftreten. In der gegenwärtigen Gesellschaft ist der Henker stärker als alle Gewalten, als alle Verführungen, als alle Complotte. Er spottet völlig der Logik und der Wissenschaft, der Henker! Hat er nicht die Schriften aller Philosophen verbrannt und Galilei beinahe erdrofselt? Er spottet ganz der Verführung, der Henker! Er hat Johanna Grey, Madame Dubary, Marie Antoinetten den Kopf abgehauen. Er spottet ganz der Gewalten, der Henker! Er hat Karl I., Ludwig XVI., Danton und Robespierre enthauptet.

Er spottet ganz der Complotte, der Henker! Er hat Verton, die vier Sergeanten von Rochelle, Menotti und viele Andere getödtet. Der Henker wird so lange leben, als das gegenwärtige gesellschaftliche Gleichgewicht besteht, und wenn der Henker ein Ende nimmt, so wird auch das falsche Gleichgewicht seine Zeit gehabt haben. —

Ihr werdet mich vielleicht nun fragen, was man thun soll, um den Henker zu entbehren? Gewiß werden wir dahin gelangen, ich verheiße es Euch, denn Alle trachten darnach, selbst ohne ihr Wissen diejenigen, welche aufrichtig sind unter den Privilegirten, die den Henker gebrauchen, den Henker nöthig haben, den Henker nicht entbehren können. Es ist indessen eine schwere, kitzliche und feine Frage, die Ihr da an mich richtet, eine Frage, worauf ich nicht Zeit habe, eine grade Antwort zu geben. Lassen wir die Zeit handeln, sie ist der einzige Reformator, der nicht den Henker fürchtet. Die Zeit hat schon die Sklaverei, darauf die Dienstbarkeit bezwungen, welche eine gemilderte Sklaverei war, heutzutage arbeitet sie daran, die Nutzung des Menschen durch den Menschen, welche eine verkappte Dienstbarkeit ist, zu vernichten. Wenn sie damit fertig geworden, wird sie auch mit dem Henker fertig werden, welcher ist die Bestätigung von diesem Allen, die Sklaverei der ersten Zeiten, die Dienstbarkeit des Mittelalters, oder die Nutzung der jezigen Zeit. Indessen laßt uns, Ihr Bewohner der alten Welt, die Füße warm, den Leib offen halten, laßt uns kaltblütig trinken und leben in der Ehrfurcht gegen die Sitten, die Gesetze und den gnädigen Herrn Henker.

Altaroche.

Kritische Lesehalle.

Aus: **Eines Dichters Bazar** von H. C. Andersen.*

I.

S i z t.

In Hamburg, im Hotel zur Stadt London, gab Liszt ein Concert. In wenigen Augenblicken war der

* Unter dem Titel: **Eines Dichters Bazar**, hat Andersen seine Reise durch Deutschland, Italien,

Saal überfüllt. Ich kam zu spät, erhielt aber doch den besten Platz dicht oben an der Tribüne, wo das Fortepiano stand, denn man schaffte mich eine Hintertreppe hinauf. Liszt ist einer der Könige im Reich der Töne; zu ihm führte mich meine Gesellschaft, wie gesagt, auf einer Hintertreppe, ich schäme mich nicht, dies zu gestehen.

Der Saal, ja selbst die Seitengemächer, strahlten von Lichtglanz, goldnen Ketten und Diamanten. Nicht weit von mir lag auf einem Sopha ein jüdisches Mädchen, corpulent und gepuht, es glich einem Wallros mit einem Fächer. Solide Hamburger Kaufleute standen aneinander gedrängt, als sei eine wichtige Borsensache zu verhandeln; ein Lächeln ruhte auf ihren Lippen, als hätten sie schon Papiere gekauft und dabei unglaublich gewonnen. Der mythologische Orpheus konnte durch sein Spiel Steine und Bäume in Bewegung setzen, der neue Orpheus Liszt hatte sie schon vor seinem Spiel electrifizirt; das Geräusch hatte durch seinen mächtigen Nimbus dem Volke Augen und Ohren geöffnet; es schien, als erkenne und fühle es bereits, was folgen werde! Ich selbst fühlte in den Strahlen dieser vielen flammenden Augen jenes erwartungsvollen Herzklopfen, die Annäherung eines großen Genies, welcher mit kühnem Finger die Grenze seiner Kunst in unserm Zeitalter abgesteckt. In London, dieser großen Weltstadt der Maschinen, oder in Hamburg, diesem europäischen Handelscomptoir, wird es charakteristisch, zum ersten Male Liszt zu hören; dort harmoniren Zeit und Ort, und in Hamburg sollte ich ihn hören. Unser Zeitalter ist nicht mehr das der Phantasie und des Gefühls, es ist das des Verstandes. Die technische Fertigkeit in jeder Kunst und in jedem Betrieb ist jetzt für ihre Ausübung eine allgemeine Bedingung; die Sprachen sind so ausgebildet worden, daß es zu den Schulübungen gehört, seine Gedanken in Versen auszusprechen zu können, die vor einem halben Jahrhundert für eine

Griechenland und den Orient, in vier Bänden herausgegeben, bei Carl B. Forck in Leipzig. Man glaubt die Wanderung durch Märchenländer zu machen, indem man dem Dichter folgt. Er weiß von Allem, was er sieht, die phantastisch poetische Seite aufzufassen. Nur wenn er mit hohen, oder gar mit allerhöchsten Personen zusammenkommt, hört er auf Dichter, hört er auf Mensch zu sein. Dann wird er Wurm, krümmt sich mit widerlicher Demuth und klatscht dann mit abgeschmackt kindischer Eitelkeit in die Hände. Indem er die hohen Personen zu ehren glaubt, entehrt er sich selbst auf das unwürdigste. Diese schwache Seite des Dichters könnte ihn mir ganz verleiden, wenn mir nicht schon auf der Schule mein mir unvergeßlicher Lehrer Bellauer neben dem bewundernswürdigen Dichter Horaz den verachtenswerthen Hösling interpretirt hätte. — In den oben gewählten Kapiteln führe ich Andersen erst als den phantastisch geistreichen Schwärmer und dann als geschickten Situations- und Lebens-Maler, in zwei verschiedenen Genres als Meister, vor. —

J. P.

wahre Dichterarbeit gegolten haben würden. In jeder großen Stadt findet man Leute zu Duzenden, welche Musik mit solcher Fertigkeit betreiben, daß sie sich vor zwanzig Jahren als Virtuosen hätten können hören lassen. Alles Technische, sowohl das Materielle wie das Geistige, ist in unserer Zeit in seiner höchsten Entwicklung, unsere Zeit erhält hierdurch einen Flug, selbst in den todten Massen.

Unsere Welt-Genies, wenn sie nicht bloß der Modeschaum aus der Brandung unserer Zeitentwicklung, sondern echte Geister sind, müssen die kritische Bergliederung aushalten können und sich hoch über das, was erlernt werden kann, erheben; sie müssen, jeder an seinem geistigen Platz, ihn nicht allein ausfüllen, sondern etwas mehr geben, — sie müssen, wie die Korallen, noch einen Ast dem Baume der Kunst hinzufügen, oder ihre Wirksamkeit ist keine!

In der musikalischen Welt hat unsere Zeit zwei Fürsten des Piano's, welche in dieser Weise ihren Platz ausfüllen, Thalberg und Liszt.

Gleich einem elektrischen Schläge durchzuckte es den Saal, als Liszt hereintrat. Die meisten Damen erhoben sich, es war, als verbreite sich ein Sonnenglanz über jedes Gesicht, als empfingen alle Augen einen theuern, geliebten Freund! — Ich stand dem Künstler ganz nahe. Er ist ein hagerer, junger Mann, langes dunkles Haar umgibt das bleiche Gesicht; er grüßte und setzte sich ans Clavier. Liszt's ganzes Aeußere und seine Beweglichkeit bezeichnen sogleich eine jener Persönlichkeiten, auf welche man einzig und allein durch ihre Eigenthümlichkeit aufmerksam wird; Gottes Hand hat ihnen einen eigenen Stempel aufgedrückt, welcher sie unter Tausenden kenntlich macht. Als Liszt am Fortepiano saß, ließ der erste Eindruck seiner Persönlichkeit und das Gepräge der starken Leidenschaften auf seinem bleichen Antlitz ihn mir wie einen Dämon erscheinen, der an das Instrument, dem die Töne entströmten, gebannt war; sie kamen aus seinem Blut, aus seinen Gedanken, er war ein Dämon, der seine Seele freispielen sollte; er war auf der Tortur, sein Blut floß und seine Nerven erbehten; aber wie er fortspielte, verschwand das Dämonische, ich sah das bleiche Antlitz einen edlern und schönern Ausdruck annehmen, die göttliche Seele leuchtete aus seinen Augen, aus jedem Zuge, er wurde schön, schön wie Leben und Begeisterung machen können!

Seine „Waffe infernale“ ist mehr als ein Daguerrotypbild aus Meyerbeers Robert! — Wir stehen nicht davor und beschauen die bekannte Malerei, nein, wir versetzen uns in dieselbe, wir starren in die Tiefe selbst hinab und entdecken neue wirbelnde Gestalten. Es war nicht, als ertönten die Saiten des Fortepianos, nein, jeder Ton schien ein klingender Wassertropfen zu sein!

Wer die Kunst in der technischen Fertigkeit bewundert, muß sich vor Liszt beugen; wer von dem Genialen, dem von Gott Geschenkten hingerissen wird, beugt

sich noch tiefer. Der Orpheus unserer Zeit hat die Töne durch die große Weltstadt der Maschinen brausen lassen, und man fand und erkannte, wie ein Kopenhagener gesagt hat, „seine Finger seien lauter Eisenbahnen und Dampfmaschinen“, sein Genius sei noch mächtiger, die Weltgeister zusammen zu bringen, als alle Eisenbahnen der Erde. Der Orpheus unserer Zeit hat die Töne in dem europäischen Handelscomptoir erklingen lassen, und, wenigstens für einen Augenblick, glaubte das Volk dem Evangelium: des Geistes Gold hat einen mächtigeren Klang als das der Welt.

Man gebraucht oft, ohne sich der Bedeutung bewußt zu sein, den Ausdruck: „ein Meer von Tönen“, und ein solches ist es, welches dem Fortepiano entströmt, an welchem Liszt sitzt. Das Instrument scheint in ein ganzes Orchester verwandelt; das Vermögen zehn Finger, welche eine Fertigkeit besitzen, die fanatisch genannt werden könnte, sie werden von einem mächtigen Genius geleitet! Es ist ein Meer von Tönen, welches gerade in seinem Aufruhr ein Spiegel für die augenblickliche Lebensaufgabe jedes glühenden Gemüthes ist. Ich habe Politiker getroffen, die bei Liszt's Spiel einfahren, daß ruhige Bürger bei den Tönen der Marsellaise so ergriffen werden können, um das Gewehr zu ergreifen, von Heimath und Heerd fortzustürzen und für eine Idee zu kämpfen! Ich habe bei seinem Spiel ruhige Kopenhagener, mit dänischer Herbstkälte im Blute, politische Bachanten werden sehen; den Mathematikern hat bei den klingenden Figuren und der Berechnung des Tons geschwindelt. Junge Hegelianer, und unter diesen die wirklich begabten, nicht die Strohköpfe, welche nur bei dem galvanischen Strome der Philosophie eine geistige Grimasse schneiden, erblickten in diesem Tonmeere das wellenförmige Fortschreiten der Wissenschaft an die Ufer der Vollendung; der Dichter fand darin seines Herzens ganze Lyrik, oder die reiche Einkleidung für seine kühnsten Schilderungen! — Der Reisende, ja, ich schließe von mir selbst, erhält Tonbilder von dem, was er sieht oder sehen wird; ich hörte sein Spiel gleich einer Ouverture zu meiner Reise, ich hörte, wie mein Herz klopfte und blutete bei dem Abschiede von der Heimath, ich hörte das Lebewohl der Wellen, der Wellen, die ich erst an Terracina's Klippen wieder hören sollte; es klang wie Orgeltöne aus Deutschlands alten Domkirchen, die Gletscher rollten von den Bergen der Alpen, und Italien tanzte in Carnivalsstracht und schlug mit seiner Pritsche, während es im Herzen an Cäsar, Horaz und Raphael dachte! Es brannte aus Vesuv und Aetna, die Posaune des Gerichts erscholl von Griechenlands Bergen, wo die alten Götter todt sind; Töne, die ich nicht kannte, Töne, für die ich keine Worte habe, deuteten auf den Orient, das Land der Phantasie, des Dichters zweites Vaterland!

Als Liszt sein Spiel beendet hatte, regnete es Blumen auf ihn herab; junge niedliche Mädchen, alte Da-

men, die auch einmal niedliche Mädchen gewesen, warfen ihr Bouquet; er hatte ja tausend Tonbouquets in ihre Herzen und Köpfe geworfen.

Von Hamburg wollte Eißt nach London fliegen, dort neue Tonbouquets austreuen, dort Poesie über das materielle Werkeltagsleben hauchen! Der Glückliche, der so in seinem ganzen Leben reisen kann, stets die Leute schauen in ihrem geistigen Sonntagskleid, ja selbst in der Hochzeitstracht der Begeisterung! — Werde ich ihm öfter begegnen? das war mein letzter Gedanke, und der Zufall wollte, daß wir uns auf der Reise begegneten, an einer Stelle, wo ich und meine Leser es am wenigsten erwarten konnten, begegneten, Freunde wurden und uns wieder trennten; doch dieses gehört in die letzten Capitel dieser Reise. Jetzt zog er nach Victoria's Stadt, ich nach der Gregors des Sechszehnten.

II.

Der Tanz der Derwische.

Es ist hinreichend bekannt, daß die Türken, das heißt nämlich der rohe Haufe der Nation, alle Geistesfranke für vom göttlichen Geiste Inspirirte ansehen. Deshalb haben die Wahnsinnigen in den Moscheen ihren Platz, die schrecklichen Isfai sind ein Gegenstand der Ehrerbietung und Ehrfurcht. In einen Zustand, wie diese, gerathen die Derwische durch ihren Tanz; er ist eine wahre Selbstmarter; eine Art berauscherender Wurzel, an der sie saugen, erhöht die Wildheit. Die Derwische, welche ihr Kloster in Skutari haben, werden „Ruhanis“, d. h. „die Heulenden“, genannt; die Derwische in Pera haben den Namen „Newlewis“, d. h. „die Drehenden“; sie tanzen gewöhnlich Donnerstags und Freitags. Ich habe diese Tänze gesehen und will versuchen, eine Schilderung von ihnen und dem Eindruck zu geben, den die ganze Ceremonie in ihren Klöstern auf mich machte.

Ein Reisender, mit dem ich nach Skutari hinübersegelte, um die Derwische zu sehen, bereitete mich durch seine Erzählungen von den verwandten Tänzen der Isfai darauf vor. Der Reisende kam von Tripolis, wo, wie auf der ganzen afrikanischen Küste, sich in allen Moscheen unter einer Art Wache ganze Schaaren dieser Geschöpfe befinden. An einem gewissen Tage des Jahres wird bekannt gemacht, daß die Isfai durch die Straßen tanzen werden, dann verschließt jeder seine Thüre, und kein Christ oder Jude wagt sich hinaus, er könnte sonst, wenn er diesem wilden Zuge begegnete, obgleich derselbe nicht ohne Bedeckung ist, lebendig zerrissen werden. Hunde, Ragen, alle Geschöpfe, denen sie begegnen, zerreißen sie und verschlingen die blutigen Stücke.

„Ich war gerade im vorigen Jahre an diesem Tage der Tollen in Tripolis,“ sagte der Fremde, „und hatte auf

dem flachen Dache des Hauses unsers Consuls einen Platz; in der ganzen Straße waren alle Pforten und Thüren fest verschlossen. Der Zug näherte sich; eine Schaar stark bewaffneter Soldaten zu Pferde umringte die Rasenden, die bis auf einen Gürtel fast ganz nackt waren, ihre langen schwarzen Haare hingen um die Schultern herab. Sie machten seltsame, kleine Sprünge und stießen ein wildes Geheul aus, indem sie fortwährend ihren Kopf bald vor, bald zurückwarfen, so daß das lange Haar bald das Gesicht verbarg, bald es in schrecklicher Wildheit umflatterte. Das scheußliche Geschrei wurde mit einer Musik von Handtrommeln und Sackpfeifen begleitet, und indem sie vorwärts sprangen, griffen sie oft auf die Straße hinunter, nahmen dort die losen Kieselsteine und schnitten sich mit diesen tiefe Wunden in die Brust und Arme. Vor dem Hause, auf dem wir standen, hatten wir, um die Wildheit der Isfai zu sehen, einem maurischen Diener eine lebendige Ziege anbinden lassen. Sobald die Schaar ankam, war dem Mauren befohlen, das Thier zu tödten; er stieß ihm seinen Dolch in den Hals und sprang hinter die Thüre. Die Ziege zappelte in ihrem Blut und in demselben Augenblick drängten sich die heulenden Isfai heran; einer von ihnen steckte seine Hand in die blutige Wunde, hob mit Geheul die Ziege empor, zerriss sie und schleuderte die blutigen Eingeweide gegen des Hauses Mauer. Die ganze Schaar stürzte sich über das Thier und verschlang es buchstäblich mit Haut und Haar!“

Während dieser Schilderung setzten wir über den Bosphorus. Ich gebe das hier Erzählte wieder als das Präludium, welches meine Phantasie für das Kloster und die Tänze anregte, die ich dort sehen sollte.

Wir waren in Skutari; diese Stadt zählt gegen 100,000 Einwohner, wird aber nur als eine Vorstadt Constantinopels angesehen. Hier ist Alles altmuhamedanisch, hier wohnen die orthodoxen Türken, wenn man sie so nennen darf. Einige stark bewaffnete, halbnackte Araber trieben ihre beladenen Kameele vom Ufer durch die Straßen, hinaus gegen den großen Kirchhof; sie begannen eine lange Reise. Wir folgten ihnen nach einem entlegenen Theil der Stadt, wo wir vor einem ärmlichen, unbedeutenden Hause Halt machten, so viel ich mich erinnere, aus Fachwerk erbaut; dieses ist das Kloster der Derwische.

Die Thür war noch nicht geöffnet, wir kamen zu früh und gingen daher in die nahegelegenen türkischen Kaffeehäuser, die an den meilenweit sich ausdehnenden Cypressenwald grenzen, in welchem die Todten ruhen. Vor den Kaffeehäusern, unter grünbelaubten Bäumen, saß eine Menge Türken, Militair- und Civilpersonen; einige von ihnen waren hier, um an den Tänzen der Derwische Theil zu nehmen oder, gleich uns, sie anzusehen. Hier saß ein häßlicher alter Zwerg, ein eifriger Ruhanis, sagte man, ich würde ihn bald unter den Tanzenden erblicken. Er sollte sehr reich sein und zwölf

schöne Frauen in seinem Serail haben; sein kleiner Sohn war mit ihm im Kaffeehause, ein hübscher Knabe, schon eben so groß wie der Vater.

Endlich öffnete sich die Thür des Klosters. Wir gingen hinüber und traten in ein breites Vorgemach, welches mittelst eines halb aufgehefteten, wollenen Teppichs in zwei Theile getrennt war. Jeder mußte seine Schuhe oder Stiefeln ausziehen, und diese wurden dann hinter den Vorhang gestellt.

Mein Begleiter, der Reisende, der in Tripolis gewesen, nahm ein Paar Saffianpantoffeln aus seiner Tasche hervor, zog diese über die Stiefeln und ging so hinein, aber die Türken sahen ihn zornig an und sprachen unter sich. An meinen Beinleidern waren Stege angenäht, so daß es schwierig war, die Stiefeln ausziehen; aber da man der Sitte des Landes folgen oder dies letztere meiden soll, nahm ich schnell ein Messer, zerschnitt die Stege und spazierte wie die Türken auf den Socken. Ein alter Mann mit einem Turban klopfte mir auf die Schulter, nickte freundlich und sagte etwas, das mein Dolmetscher mir übersetzte: ich sei ein guter Mensch, der die Religion achte und verdiene, ein Türke zu sein. „Gott erleuchte Dich!“ waren seine letzten Worte.

Ich trat nun in den Tempel selbst, wenn er so genannt werden kann. Er bildete einen viereckigen Saal, oben mit dicht vergitterten Galerien für die Frauenzimmer, unten rings mit einer Schranke von ungehobelten Bretern; in der Mitte war der Tanzplatz, der für den Augenblick mit roth, weiß und blau gefärbten Häuten bedeckt war. Auf diesen lag auf dem Bauche eine Menge Derwische, gekleidet wie gewöhnlich die Türken, doch waren hier auch viele in der neu eingeführten Tracht, mit militairischen Röcken und hohem, großem Feh. Sie berührten mit ihrer Stirn den Fußboden; bisweilen erhoben sie den Kopf, aber schnell, als erschrecke sie etwas, schlugen sie ihn wieder hinunter. Ich stand mit bloßen Strümpfen auf dem kalten Steinboden und setzte abwechselnd den einen Fuß auf den andern, um sie warm zu halten; es war nicht angenehm.

Auf der mittelsten Wand hingen in Rahmen große türkische Inschriften und Bilder, welche Gebäude vorstellten; auch Tamburins, Becken und eiserne Geißeln mit scharfen Spitzen, um sich die Haut zu zerfehen. In der Mitte war, wie in den türkischen Moscheen, eine Nische, die als Altar diente, und vor dieser stand ein Priester in blauem Talar, grünem Turban und mit einem langen, weißen Barte, er schwang ein Räucherfaß und stieß mit einem sonderbaren Gurgellaut einige türkische Worte aus. Nun begannen einzelne Stimmen im Chor einen Gesang; ich sage einen Gesang, aber das ist für dergleichen nicht der rechte Ausdruck; es waren Laute, die etwas so eigenthümlich Wildes hatten, die in verschiedenen Rhythmen abwechselten, eine Art Scala, ein wunderlicher Gurgellaut, ganz wie ein

Wilder mit musikalischem Gehör, nachdem er zum ersten Male eine große Bravour-Arie gehört, auf seine Weise den künstlichen Gesang nachahmen würde. Es war mehr graufenerregend, als eigenthümlich unharmonisch.

Nachdem die Derwische mehrmals den Fußboden mit der Stirn berührt hatten, erhoben sie sich, küßten die Hand des Priesters und stellten sich nun im Halbkreis längs der Schranke, vor welcher die Zuschauer standen.

Der Tanz begann. In demselben Augenblicke kam ein Mensch, das Schauderhafteste, was ich bisher gesehen. Zwei Derwische von Pera, an ihren hohen, schirmlosen Filzhüten kenntlich, begleiteten ihn. Er war ein Eremit aus der Umgegend Medina's, wie mein Dolmetscher sagte. Nie habe ich einen Menschen gesehen, dem der Wahnsinn so aus den Augen leuchtete, als diesem. Die andern Tanzenden hatten ihre Turbane und Feh vor die Nische gelegt und jeder eine weiße Filzkappe aufgesetzt. Mit einer solchen trat auch der Eremit herein, schwarzes, struppiges Haar hing ihm lang über Rücken und Schultern; er trug einen weißen Mantel, auf welchem aus rothem Zeuge zwei geflügelte Pferde genäht waren; er stellte sich mitten in den Halbkreis. Alle standen, als wenn die Füße festgenagelt wären, aber eine Dampfmaschine die andern Glieder in Bewegung setzte; jedes Glied bewegte sich zu gleicher Zeit in derselben Richtung, zuerst nach vorn, dann zurück, nun rechts, dann links, und Alles unter einem Gesang oder Herplappern, wie man es nennen will, erst langsam, dann in immer schnellerem Tempo, sowohl der Gesang, als die Bewegung; die Tanzenden geriethen dabei in wilde, fast unschickliche Stellungen.

Zwei junge Türken saßen hockend vor dem Halbkreis und leiteten den Gesang, der beständig mit einer einförmigen Betonung der dritten Sylbe stieg. Muhammed's ganzes Geschlecht gingen sie durch, von Abdallah bis Muhamed, und der Chor antwortete: „La illah! illallah!“ Es klang zuletzt, wie ein dumpfes Geheul, ein Schnarchen oder Todesröcheln. Einige waren totenbleich, andere sahen aus wie Blut, allen strömte der Schweiß vom Gesichte herunter. Der Eremit warf seinen großen Mantel ab und stand nun da in einer rothen wollenen Blouse mit langen Ärmeln, die bis über die Hände reichten, und mit bloßen Füßen; bald gerieth er in Raserei und zerriß die enge Blouse, mit den nackten Armen schlug er gegen die Brust. Eine seiner Hände war welk, wahrscheinlich hatte er sie einst selbst verstümmelt; sein Mund war eine blutige Wunde; beide Lippen waren vor Kurzem abgeschnitten, und es sah aus, als ob er lachend die weißen Zähne zeigte, es war ein schrecklicher Anblick! Sein Mund sprang blutend auf, seine Augen rollten, seine Stirnadern schwellen. Immer gewaltfamer wurde der Tanz und doch wich Keiner einen Zoll breit von seinem Plage. Die Tanzenden schienen nicht Menschen, sondern Maschinen zu sein, sie sprachen nicht ferner Worte aus, diese verloren sich in kurz ausgestoßenem Geheul: Jehova, klang

wie Je — hu! Von dem Uebrigen verstand man am deutlichsten Ja — meh! (o hilf!) Es war wie ein Stöhnen des Todes, es war furchtbar! Und je mehr ich die Tanzenden ansah, desto mehr fühlte ich mich in ein Irrenhaus zwischen Tolle versetzt. „Ja — hu! Ja — hu!“ tönte es wild heulend. Mein Begleiter flüsterte mir zu: „Um des Himmels Willen, lachen Sie nicht, wir wären unglücklich, sie würden uns ermorden.“ — „Lachen?“ antwortete ich, „o, ich bin dem Weinen nahe! Es ist erschütternd, es ist gräßlich! Ich halte es nicht länger aus!“

Silig suchte ich den Ausgang und in demselben Augenblick fiel ein Paar der Tanzenden zu Boden. Auf der Straße hörte ich noch das wilde Geheul: „Ja — hu! ja — hu!“

Wie schön, wie warm war es nicht draußen in dem hellen Sonnenschein! Das leichte Boot, dünn, wie ein Spahn, fuhr von Asiens Küste nach Europa, über starke Strömungen, an Schiffen und Böten vorbei; der kleinste Stoß und wir wären umgeschlagen, aber daran dachte ich nicht, wir kamen aus der Wohnung des Schreckens, hier war Alles Natur und Lebenslust.

Tags darauf besuchte ich die Mewlewis, die drehenden Derwische in Pera; diese haben ihre eigene Tracht und ein lustiges, hübsches Kloster. Alles zeigt, daß sie einen höhern Rang einnehmen, als die Ruhanis. In Pera's Hauptstraße, neben dem Kirchhofe, ist der Eingang zum Kloster; im Hofe stehen einige hohe Cypressen. Das Kloster selbst ist vom Tempelgebäude abge sondert, in welchem sie tanzen.

Ein alter Armenier begleitete mich hierher. Der Hof war von Frauen angefüllt, den Tempel selbst dürfen diese nicht betreten. Durch die offenen Fenster des Klostergebäudes sah ich mehrere junge Derwische sich im Runddrehen üben.

Die wachhaltenden Soldaten winkten uns, als wir im Hofe stehen blieben; aber unsere Stiefeln mußten wir ausziehen. Darauf wurden wir in die rund um den Saal laufende Galerie geführt, die mit Matten belegt war. Hier war Alles reinlich und hübsch, die Aussicht durch die offenen Fenster nach Skutari und den fernen asiatischen Bergen trug wohl das Ihrige zur Schönheit bei; jedes Fenster bot ein prächtiges Panorama dar.

Die Galerie, in welche ich eintrat, war ganz von Türken angefüllt, aber als sie mich, einen Fremden, sahen, machten Alle Platz und drängten sich zur Seite, damit ich recht nahe an die Schranken kommen könnte. Ich mußte hier wie überall die Höflichkeit der Türken loben.

Nun begann die Festlichkeit. Eine Schaar Der-

wische trat herein; sie waren sämtlich barfuß und jeder in einen großen dunkelgrünen Mantel gehüllt; ein weißer Filzhut, gewiß eine Elle hoch und ganz ohne Rand, bedeckte den Kopf. Einer der Ältesten, mit langem, weißem Bart, stellte sich in die Mitte des Saals, verschränkte die Arme und sprach ein Gebet von einer leisen eintönigen Musik begleitet, zwei Tönen einer Flöte und fortwährend nur einem und demselben Tone auf der Trommel; es klang fast wie das einförmige Plätschern einer Quelle; alle andern Derwische umkreisten langsam den Alten.

Nun warfen sie ihre Mäntel ab und standen da in einem offenen, dunkelgrünen Wams mit langen, engen Ärmeln und einem langen Rocke vom nämlichen Zeuge und gleicher Farbe, der bis an die Knöchel hinabreichte und in großen Falten um ihre Beine fiel; sie breiteten die Arme aus und drehten sich immer nach derselben Seite in die Runde; ihr Rock umgab sie wie ein Trichter.

Mitten im Kreise drehten sich zwei Derwische beständig auf demselben Flecke, beständig nach einer Richtung; um diese wieder die andern im wirbelnden Tanz. Der Älteste mit dem langen Barte spazierte ruhig zwischen den Neuesten und den Beiden in der Mitte. Der Tanz sollte den Lauf der Planeten vorstellen.

Vor einer geschlossenen Galerie über uns ertönte ein leiser, einförmiger Gesang. Trommeln und Pfeifen fuhren in ihrer einschläfernden Musik fort, die Tanzenden blieben ununterbrochen in ihrem Runddrehen immer nach einer Seite, immer in demselben Tacte; sie sahen völlig aus, wie leblose Automaten; nicht eine Miene veränderte sich, aber sie waren todtenblaß.

Bei einem starken Schlag auf der Trommel standen sie plötzlich still, wie von einem Blitz getroffen, und murmelten ein kurzes Gebet; die eintönige Musik begann von Neuem, und wieder drehten sich Alle nach derselben Seite, wie vorher; man schwindelte beim Anblick, sie drehten und drehten sich, nun schwankte einer, da ertönten Pfeifen und Trommeln in schnellerem Tempo, und der Schwankende wirbelte noch rascher in der Runde, immer wilder, immer schneller, es war nicht auszuhalten! Eine ganze Stunde währte dieser Tanz, aber er hatte nichts Grausamerregendes, er konnte fast grazios genannt werden, man mußte nur vergessen, daß es Menschen waren, und glauben, daß es Puppen seien. Der Tanz, vereinigt mit der schwachen eintönigen Musik, gab dem Ganzen den Charakter eines stillen Wahnsinns, der mehr rührte, als erschütterte. Erbaulich konnte die ganze Handlung kaum genannt werden, sie kam mir wie eine Art Ballet vor, wogegen der Tanz der Derwische in Skutari in meiner Erinnerung als das Bild eines Tollhauses stand.

Feuilleton.

Berlin. David Kalisch, dessen Posse: Einmahlunderttausend Thaler von den Berlinern noch immer mit Lebensgefahr gesehen wird, denn bei dem Zudrang nach den Vorstellungen hört man nicht selten Hilfe rufen, lebte längere Zeit in Paris, wo er Heinrich Heine kennen lernte, der ihn sehr lieb gewann. Sie besuchten in der Regel gemeinschaftlich mit Karl Grün die Restauration bei Biaut, wo eine schöne Schenkamamsell, um echt deutsch zu sprechen, Alles entzückte. — Kalisch besang dieselbe in Heine's Manier, wovon z. B. folgende Strophen des Gedichtes zeugen:

Zwei sübschwarze Augen blicken
Sittsam auf die griech'sche Nase;
In dem goldberahmten Glase
Spiegelt sich der weiße Rücken.

Dunkle Locken wallen nieder
Auf des Busens reinsten Sammet;
Von dem enggepreßten Nieder
Eine Demantbroche flammet.

Kalt und unbeweglich bleibt sie —
Wie auch wechseln die Gerichte, —
Kalt und unbeweglich schreibt sie
Die Restaurationsgeschichte.

Den Garçons winkt sie verstohlen,
Daß kein Gast unduldsam warte,
Daß nicht fehle, was befohlen:
Eine Wahrheit sei die Charte.

u. s. w.

Dieses Gedicht circulirte in Abschriften unter den Deutschen in Paris. Es kam auch in die Hände von Ed. Boas, der es für eine Dichtung Heine's hielt und als solche in dem Taschenbuche: Die deutsche Flotte dem Lesepublikum übergab.

. In der Spandauer Straße hat der reiche Conditior Hildebrandt hinter ein aus einer Riesenscheibe bestehendes Schaufenster eine Schokoladen-Dampfmachine aufgestellt, die vor den Augen der Vorübergehenden arbeitet. Es erscheint mir dies als eine höhnische Herausforderung der arbeitslos schlaffen Menschenhände. Da steht denn so mancher Hungrige vor der Scheibe und raisonnirt inwendig: Du hast kaum eine trockene Brotrinde, während die Reichen Schokolade trinken! Und wenn Du noch die Schokolade für sie bereiten könntest, dann würdest Du doch Verdienst davon haben! Aber so hat Herr Hildebrandt so lang unsere Hände gebraucht, bis er reich genug geworden, eine Dampfmaschine bauen zu lassen, und bei uns heißt

es nun, die Hände schlaff in den Schooß legen; — denn sie halten vor Aerger, das ist polizeiwidrig! — Wenn Ihr den Armen nicht helfen wollt, so vermeidet wenigstens Alles, was wie Spott gegen ihre Lage aussieht, die, der Euren gegenüber, in stummer Verzweiflung den Himmel der Ungerechtigkeit anklagt!

. Die juristische Facultät hat sich gegen die Zulassung der Juden zu Lehrämtern ausgesprochen, weil das römische Recht eine christliche Grundlage habe. — So schreibt ein Correspondent der Kölnischen Zeitung. Ich bin neugierig, ob ihn die juristische Facultät wegen böswilliger Andichtung des barocksten Unsinn's injurigrum belangen wird?

. Wenn selbst Hoftheater über Mangel an tüchtigen Darstellern klagen, so ist dies nur ihre eigene Schuld. In Berlin laufen die Grelingers und Bayer's und Döringe und Emil-Devrients und Dessoirs dugendweise umher, hüllen sich in den Mantel ihrer Bescheidenheit und seufzen, daß die Genannten, die gegen sie nur Mücken gegen Hydrarchosse, nur pure Vorurtheile sind, glänzende Anstellungen an Hofbühnen haben, während die wahre Kunst nach Brot und nach Urania, Thalia, und wie die Masse hiesiger Liebhaber sonst heißen, in verkannter Größe geht. Im Intelligenzblatte suchte kürzlich ein Gastwirth in Seelow, einer Stadt im Oderbruch, die zwischen 80 bis 800 Einwohner hat, Schauspieler und Schauspielerinnen. Mit nächster Post erhielt der Wirth 41 Meldungen von Männchen und Weibchen, lauter — Unsterblichkeiten. Seelow dürfte nun anfangen, mit dem Hofburgtheater in Wien zu concurriren. Damit aber jede Stümperin als Kunstgröße erscheine, hat sich der besagte Wirth an Herrn Dr. A. L. Wöniger gewendet und ihm das Recensentenamt an seiner Bühne angetragen.

. Wäre mir Berthold Auerbach, statt daß ich ihn persönlich und als Schriftsteller lieb habe, verhaßt gewesen, ich würde meinen Groll in Freundschaft verwandelt und ihm treuherzig die Hand gedrückt haben für den einen Ausspruch, den ich eben von ihm lese: Wenn ich Herrgott wäre, dem Mann, der das einsam stumme (pensylvanische) Gefängniß erfunden hat, dem ließ ich nur all' Woch' zwei Mal die Sonn' scheinen.

. Fünf amerikanische Regersänger sind hier und lassen sich bei Kroll hören. Diese Schwarzen wollen uns weiß machen, ihre babylonische Tonverwirrung sei Gesang, während uns bei dem Gesange mancher

unserer weißen Hofopernsänger, z. B. bei Herrn Zschiesche, ganz schwarz vor den Augen wird. Nomen et omen: In dem Namen dieses Herrn Zschiesche scheinen die Zischlaute für seinen eigenen Gesang zu liegen.

. Les trois pechés — heißt eine Blüthe, welche im französischen Theater en vogue ist. Die Hofbühne giebt diese drei Sünden in einer ganz eigenthümlichen Verdeutschung: Fr. Bierck tritt in drei Schiller'schen Stücken, als Proberollen, auf, ob sie für das Fach der Heldinnen engagirt werden könne, d. h. es ist dies eine Komödie, die man dem Publikum vorspielt, denn nach der bereits gespielten Maria Stuart mußte Fr. B. nicht engagirt werden; ist aber bereits engagirt.

Bremen. Im Unterhaltungsblatt ist folgende Anzeige zu lesen: „Es wird nächstens eine Sammlung aller Trinksprüche erscheinen, die seit 1813 in Deutschland bei den verschiedenen Festessen gehalten worden sind. Es soll damit nachgewiesen werden, daß es mit jeder Rede nicht allein beim Essen, sondern auch noch lange nachher ernstlich gemeint war und daß immer gleich nach den verschiedenen Festessen das Gesagte ernstlich berathen und dann auch zur Ausführung gebracht wurde. Diejenigen, die bis jetzt noch nicht mitgegessen und immer das große Wort haben, werden, wenn sie das Werk gelesen, zu der Ueberzeugung kommen, von welcher großen Folgen jedes große Essen begleitet war! Die Ausstattung des Werkes wird sehr geschmackvoll und werden die besten Speisen illustriert beigegeben, so daß jeder Leser sich satt sehen kann.“

Breslau. In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Section der schlesischen Gesellschaft am 8. Dec. v. J. zeigte Prof. Dr. Duflos an, daß in der Umgegend von Grünberg, bei Seeläcker, eine fast zwei Centner schwere Meteor-Eisenmasse gefunden worden sei.

Bulgarien. Durch ganz Bulgarien und Rumilien ziehen, besonders im Winter, heulende Schaaren horentloser Hunde. Oft begegnen sie den Wölfen, und der Angriff ist beiderseits gleich heftig. Eine einzelne Wölfin, die sich unter die Hunde verirrt, wird oft zu Gnaden angenommen. Die Jungen, welche sie dann wirft, sind von ihrem eigenen Geschlechte nicht zu unterscheiden, und sie nährt sie auf das Beste. Sind sie aber einige Tage alt, dann schleppt sie dieselben nach dem Flusse hinab, und lecken sie, nach Art der Hunde, das Wasser mit der Zunge, so zerreißen sie sie: der Instinkt sagt ihr, daß sie die ärgsten Feinde ihres Geschlechts sind.

Darmstadt. Hier wird ein neues Rheinisches Volksblatt, unter der Leitung des Justizraths Büchner

erscheinen. Dasselbe ist in Kurhessen, noch ehe es das Licht der Welt erblickt hat, verboten worden, und die Probe-Nummern des neuen Blattes wurden an der kurhessischen Gränze zurückgewiesen.

Dresden. Herr Professor Biebermann hat wahrscheinlich außer Acht gelassen, daß ihm in diesem Winter durch die Abwesenheit der Landtags-Deputirten wenigstens die Hälfte seines Auditoriums von vorigem Jahre abgeht, und es schien diese endliche Wahrnehmung auf den Vortrag des Herrn Docenten bei seiner ersten Vorlesung nicht eben günstig einzuwirken.

. Dr. Gustav Klemm hat „Chinesische Briefe“ unter der Feder, in denen er zu beweisen gedenkt, daß China der erste Staat in der Welt und das Prügelsystem eine europäische Nothwendigkeit geworden ist.

. In Nr. 359 f. der Blätter für literarische Unterhaltung vom v. J. giebt Fr. Laun Madame Dubevant einen wohlmeinenden Rath, wie sie künftig ihre Romane schreiben und wie sie „Leon Leoni“ in der Tendenz und am Schlusse abändern müsse. Er nimmt an, daß, da die literarischen Blätter doch zweifelsohne in Paris, folglich auch von Mad. Dubevant gelesen würden, sie auf diese Weise Gelegenheit haben werde, seine ästhetischen Goldkörner für ihre ferneren Productionen zu sammeln und zu nützen. Du stolzes Dresden, freue Dich! —

Frankfurt a. M. Dr. Lommel, welcher für das Frankfurter Journal Berichterstatler während des Krieges in der Schweiz war, ist mit absonderlichen Siegeszeichen zurückgekehrt. Es sind Gegenstände aus den bezwungenen und ausgeleerten Jesuitenklöstern, die den Fanatismus, den Betrug der heiligen Väter ganz unzweideutig constatiren. Stachelgürtel, Scapuliere, Lucaszettel, Unverwundlichkeitsbriefe, Einlaßkarten in's Himmelreich, Wundermedaillen, kurz, eine Menge Firtelanzes, für welches die guten Sonderbändler ihr Geld wegwerfen sollten.

. Hier haben drei der ersten Handlungshäuser und in Karlsruhe ein ebenso bedeutendes sich fallit erklärt. Andere Krute kommen dabei um die Kleinigkeit von zwei Millionen Gulden, doch trifft dieß Viele, der Verlust verliert sich, er geht immer mehr in's Kleine, so daß vielleicht ein armer Schneider und Schuster nur wenige Gulden einbüßt. Es ist doch eine prächtige Sache um das Bankrottwerden! Man merkt es zwar schon Jahre lang vorher, daß es nicht mehr vorwärts geht, aber man hat nichtsdestoweniger Equipage und Dienerschaft, macht ein glänzendes Haus, balancirt auf einer blühenden Spitze, so lange es geht, weil man im Voraus weiß, daß, je größer der Bankrott, um so leichter dabei durchzuschlüpfen. Ist es erst zum

Bruch gekommen, dann läßt man sich einige Tage nicht blicken; die braven Frauen erklären, obgleich ihnen Haus und Hof und Mobiliar und Geschmeide und was nur der Mann am Leibe hat, gehöre, würden sie sich doch einschränken, man giebt auch in der That die erste Zeit keine Diners, keine Soireen, bis Alles wieder in Ordnung ist und man eben so groß lebt, als vorher. Ist dies etwa ein minder furchtbarer Krebschaden der Gesellschaft, als das schmutzigste Gaunerwesen? Den Communismus, der darin besteht, daß die Menschen aus gegenseitiger Liebe Einer dem Andern die Existenz sichere, verfolgt man, den Communismus des Schwindels aber, durch welchen der Handelsmann sich auf fremde Kosten ein behagliches Dasein oft für sein ganzes Leben verschafft — denn bei Vielen merkt man erst nach dem Tode, daß sie fortwährend bankrott waren — läßt man ruhig bestehen, und bestraft nur den Gauner, der plump genug ist, sich in eine Schlinge des Wechselrechts zu verstricken. Daß ein Kaufmann, der durch eine Handelsnachricht vor den Andern von dem Stande der Dinge unterrichtet ist, diese seine Wissenschaft dazu benützt, Andere um ihr Geld zu bringen und sich selbst zu bereichern, das nennt man kaufmännische Schur — — —, nein — Klugheit. Soll eine Reform der Gesellschaft eintreten, soll es besser werden, so muß vor Allem der Handel wieder auf den Vertrieb der Producte reducirt und das Speculationsgeschäft in all seiner Ehrlosigkeit der Lüge und gegenseitigen Ueberlistung hingestellt werden. Die Diplomatie des Handels und der Handel der Diplomatie müssen von Außen mit dem Stempel der Unehrlichkeit, in deren Verbergung ihre größte Kunst besteht, gezeichnet werden. Der Krieg der Geldmacht wird nie mit ehrlichen Waffen geführt. Dieser Krieg bringt mehr Verderben, Unheil, Elend in die Städte und Dörfer, als seiner Zeit der dreißigjährige Krieg mit seinen Greueln. Der Napoleon des Geldes, Herr Rothschild, will die Allmacht dieses Metalls an sich reißen, um dann alle Welt in seinem Solde zu haben. Das Haus Rothschild scheint darum alle großen Nebenmächte des Geldes beseitigen zu wollen, es strebt nach der Autokratie des Mammons. So ist z. B. an dem Bankrotte des einen großen Hauses in Frankfurt a. M. der Umstand schuld, daß Rothschild in allen seinen Verzweigungen seit zwei Jahren keinen Wechsel desselben acceptirte, und zwar aus dem Grunde, vor welchem das ganze neunzehnte Jahrhundert roth werden möchte, weil der Chef jenes Hauses, ein Jude, seinen Sohn nicht beschneiden ließ. Der Mann hat seine Aufklärung theuer bezahlen müssen. Das Haus Rothschild hängt noch fest an allen Ceremonien des alten Judenthums. Ob es Einem derselben aber wohl je in den Sinn mag gekommen sein, wie sie täglich bei ihren zahllosen Millionen ihre Schuld vor dem Weltgeiste, vor der Gerechtigkeit der Weltordnung schon in's Unbezahlbare haben anwachsen lassen, da sie höchstens prunkende U-

mosen spenden, aber nicht das Elend im Großen ausröten, wozu sie die Macht in Händen haben?! Sollten einst beim jüngsten Gerichte, woran die frommen Rothschilde doch glauben, alle die Goldbarren in die eine und die nicht getrockneten Thränen der Menschheit in die andere Waagschaale gelegt werden, dann — — Schade, daß dieses Dann dann für die ungetrockneten Thränen der Noth zu spät sein wird!!!

Haag. Neue Art Soldatenspiel: Am 29. Dec. v. J. Morgens gegen elf Uhr bot der große Weiher im Bosch in dieser Stadt ein ungewöhnliches Schauspiel dar. Es erschienen vor demselben eine Abtheilung von ungefähr hundert Mann, aus dem Regimente der Grenadiere und Jäger, unter der Leitung eines Lieutenants. Es waren den meisten dieser Mannschaften vor ihrem Abmarsche aus der Stadt Schlittschuhe ausgetheilt worden. Auf das Kommando: „Halt!“ stellte der Trupp die Gewehre in Pyramiden auf, schnallte die Schlittschuhe an, nahm die Gewehre dann wieder auf, und begab sich mit Sack und Pack in voller Waffenrüstung auf das Eis, wo er unter dem Kommando des Lieutenants verschiedene Evolutionen ausführte. Ein Trompeter begleitete den Trupp und blies die Signale der Kommando's, welche mit viel Geschicklichkeit ausgeführt wurden. Welche Subordination! Sich so gehorsam auf's Glatteis führen zu lassen!

Indien. Der Pantoffel ist im Abendlande ein Symbol der Ehrerbietung, indem der Pole aus dem Schuh seiner Dame trinkt und der Pantoffel das Frauenregiment bedeutet. Wir sind jedoch darin noch weit gegen das Morgenland zurück. Ein indischer Häuptling verehrt ein Paar prächtige Pantoffeln, auf deren Sohlen sein Bildniß gestickt ist, dem Fürsten, welchem er seine Unterwürfigkeit bezeigen will, und bittet, er möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten!

Kassel. Die Mutter des Polizei-Sergeanten Gottshelb feierte kürzlich bei ganz merkwürdiger Gesundheit, im Kreise von 14 Kindern, 52 Enkeln, 27 Urenkeln, das zurückgelegte hundertste Lebensjahr, und erhielt zum Angebinde das Versprechen, daß sämtliche noch nicht versorgte männliche Individuen unter ihren Enkeln und Urenkeln — Polizei-Sergeanten werden sollten. Es geht nichts über Mutterfreuden!

Köln. Meghairmeduramambaram vanabhura sjamastamaladrumair naktam birurajam trameva radhe griham prapaja ittham nandanidesatastschalitajo pratjadrakundschadrumam. Diese Stelle aus der Gitagorinda des indischen Dichters Dschajadew wurde dem Mnemoniker Dr. Herrmann Rothe in einer seiner Proben nur einmal vorgelesen, und er sprach dieselbe vollkommen richtig vorwärts und rückwärts wieder nach.

Konstantinopel. Es giebt kaum etwas Burreckeres, als eine türkische Parade. Ein Reisender giebt davon die Schilderung: Zuerst kamen mehre Regimenter türkischer Soldaten, alle europäisch gekleidet, mit engen Beinkleidern und kurzen Bärmern, das weiße Bandelier kreuzweise über Brust und Schultern, sämtlich mit rothem steifem Fes auf dem Kopfe. Die Garde nahm sich sehr gut aus, sie hatte neue Uniformen, steife Halsbinden mit Halskragen und trug ausnahmsweise weiße Handschuhe. Dagegen sahen andere Regimenter ganz abschaulich aus. Nicht nur, daß sich in diesen alle Gesichtsfarben fanden, sowohl weiß als braun und pechschwarz, es waren auch lahme und klumpfüßige Soldaten darunter. Die europäische Uniform war ihnen zu enge und daher hatte ein großer Theil die Naht am Ellenbogen aufgeschnitten oder einen langen Schnitt in die Beinkleider vor dem Knie gemacht, damit sie sich freier bewegen könnten, aber hierdurch ragte ein ganz nackter Ellenbogen hervor und während des Marsches kam das rothe und kohlschwarze Knie beständig zum Vorschein aus den blauen Beinkleidern. Besonders excellirte hierin ein Regiment, welches man das barfüßige nennen möchte, denn Einige hatten nur einen Stiefel und einen Schuh, Andere dagegen gingen ganz barfuß in Pantoffeln und diese waren wieder von verschiedener Farbe. Unter klingendem Spiel zogen sie alle in's Serail und nachdem sie vor dem Sultan defilirt hatten, kamen sie zurück und stellten sich im Gließe an beiden Seiten der Straße auf. Aethiopier und Bulgaren standen neben einander, der Beduine wurde der Nachbar des Hirtensohnes von den Balkangebirgen. Nun ertönte der Kanonendonner im Garten des Serails, die Procession nahm ihren Anfang. Voran kam ein Musikchor zu Pferde; selbst die Beckenschläger und der Tambour ritten; die Zügel hingen dem Thiere lose um den Hals, während die Becken in der Sonne glänzten. Nun kam die Garde, die sich in Wahrheit ebenso gut ausnahm, wie irgend eine Garde in den christlichen Staaten. Hierauf führte man eine Schaar prächtiger Pferde, alle ohne Reiter, aber mit herrlichen Schabracken geschmückt, rothen, blauen und grünen, und alle wie übersät mit Edelsteinen. Die Pferde schienen auf ihren feinen, kräftigen Beinen zu tanzen, kräftig erhoben sie den Hals mit der langen Mähne; die rothen Mänteln bebten, wie das Blatt der Mimose, und in den Augen leuchtete eine verständige Seele. Eine Schaar reitender junger Offiziere folgte, alle insgesammt europäisch gekleidet, in Röcken und mit Fes; Militair- und Civil-Beamte, alle in derselben Art gekleidet, folgten dieser, darauf kam der Großvezier des Reichs, ein Mann mit einem großen weißen Bart. An verschiedenen Stellen waren Musikchöre aufgestellt, eins löste das andre ab, man spielte namentlich Stücke aus Rossini's Wilhelm Tell. Plötzlich verstummten diese, und der Lieblingmarsch des jungen Sultans begann. Derselbe ist von Donizetti's Bruder componirt, der hier als

Kapellmeister angestellt ist. Der Sultan kam. Vor ihm führte man einen Zug arabischer Pferde mit noch prächtigeren Schabracken, als die, welche wir vorher sahen. Rubinen und Smaragden bildeten Schleifen an den Ohren der Pferde, die Zügel aus Saffian waren mit funkelnden Steinen übersät, Sattel und Deckel mit Perlen und Juwelen gestickt. Umringt von einer Schaar junger Männer, alle zu Fuß und schön, als wären es die Weiber des Orients, die sich ohne Schleier hinauswagten, jeder mit einem grünen Federsächer in der Hand, saß auf einem prächtigen arabischen Pferde der junge Sultan Abdul-Medschid. Er trug einen grünen, über der Brust zugeknöpften Rock, und war ohne Schmuck, wenn man einen großen Juwel und eine Paradiesvogelfeder ausnimmt, die auf sein rothes Fes befestigt waren.

Kopenhagen. Professor Heiberg, dessen Frau die vorzüglichste dänische Schauspielerin im naiven Fache, hat eine Satyre herausgegeben: Eine Seele nach dem Tode. Er erzählt darin von der Aufführung zweier großen dramatischen Arbeiten Andersens in der Hölle. Die Verdammten legen sich, nachdem sie diese Stücke gesehen, als hinlänglich bestraft, mit gutem Gewissen nieder.

London. Es hat sich eine Gesellschaft gebildet „The Peopel's International League“ (die Völker-Verbrüderung), welche neulich ihre erste Versammlung gehalten hat. Die bedeutendsten Sprecher dabei waren Dr. Bowring und Oberst Tompson. Jedes Wort der Ermuthigung — sagte Bowring — welches in diesem Lande gesprochen wird, läßt anderswo viele Tausende Herzen klopfen vor Angst oder Hoffnung, und ermuntert zahllose Menschen, auszuhauern in jenem ehrenvollen Kampfe für Selbstverwaltung und gute Regierung, welchen sie angefangen haben. — Wenn diese Gesellschaft einen Erfolg hat, so wird es der sein, die Engländer mehr mit anderen Ländern bekannt zu machen, — eine Kenntniß, welche ihnen im Allgemeinen noch zu sehr abgeht. Die übrigen Völker werden so viel Freiheit erlangen, als wozu sie befähigt sind. Die Theilnahme Englands kann sie allerdings anfeuern, aber die Freiheit, welche sie erwerben wollen, müssen sie durch eigene Anstrengung verdienen.

Vuzern. Im Jahre 1826 schrieb Siegwart-Müller, als er nach vollendeten Studien von Genf nach Uri heimkehrte, folgendes Stammbuchblatt: „Nicht im Glauben besteht die Religion, sondern darin, daß man das Sittengesetz, welches in jedes Menschen Brust liegt, zu erkennen trachte und das Erkannte heilig beobachte. — Das ist Pfaffenthum, daß man die Menschen durch andere Geseze leiten will, als welche die Gottheit in ihre Brust gelegt hat, daß man die Würde der Menschheit verkennt. — Dies zur Erinnerung an

den Abend, wo man über Christenthum und Confessionen mit solchem Feuer sprach. Das Vaterland ist das Feld, auf welchem wir uns in unserm künftigen Wirken stets begegnen werden. — Die Liebe, die wir beide zu demselben haben und unsere wechselseitige Freundschaft werden uns stets vereintes Wirken gebieten. Freiheit des Geistes und der Verfassung werden unser Strebens Richtpunkt sein. Im Kampfe und in kleinen Siegen wird sich unsere Kraft erhärten und erneuen. Du bist noch ferne von dem Kampfplaz; ich trete nun eben auf. Es wird meinem Muthe Schwung geben, wenn ich edle, junge Kämpfer mir nachfolgen sehen werde, würdiger als ich für die Freiheit zu streiten, ausfüllend, was meine Schwäche leer gelassen hat. — Theurer * *, fühle stets Deinen erhabenen Beruf, Mann des Vaterlandes zu sein! Dann wird dich ewig lieben dein Konstantin Ernst Siegwart von Altorf, Kantons Uri. Genf $\frac{1}{10}$ 26." Der Contrast zwischen dem feurigen, für politische und kirchliche Freiheit begeisterten jungen Manne von damals und dem gegenwärtig flüchtigen Ex-Sonderbundspräsidenten ist merkwürdig und erschreckend lehrreich. (Frankfurter Conversationsblatt).

Madrid. Ein spanischer Gelehrter, de Castro, hat die Handschrift eines ungedruckten Werkes von Cervantes entdeckt: El Buscapié (die Rakete). Der Aufwinder hat für dieses Werk das Verlagsrecht erhalten und wird dasselbe bald veröffentlichen.

München. Polizei-Director Mark, ein seiner Rechtlichkeit und seines humanen Charakters wegen geschätzter Beamter, soll seiner Stelle in Folge der Ausweisung eines zweideutigen Subjekts enthoben werden, das unter der Protection einer vielgenannten Dame stand. Jenes Individuum hatte sich für einen polnischen Adligen ausgegeben, doch stellten die nähern polizeilichen Untersuchungen diesen „Cavalier“ nach Herkunft und Stand in den Rang eines deutschen Schneidergesellen.

Newyork. Der „Newyork Herald“ entwirft folgende Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande der Verein. Staaten: „Die Lage eines jeden Staates der Union verbessert sich täglich. Der ganze Bund hat nur 50 Millionen Dollars Schulden, während das Einkommen sich reißend vermehrt. Ahtzehn Monate haben wir Krieg geführt und unsere Schuld doch nur um 27 Millionen vermehrt. Das System unseres Handels, unserer Finanzen, beruht auf den gesundesten Grundsätzen, und mitten in einem Eroberungskriege ist jede Art des Gewerbes in jedem Theile des Landes in voller Thätigkeit. Unser Handel vermehrt sich reißend, die Einwanderung dauert ununterbrochen fort, der Verkauf unserer öffentlichen Ländereien ist bedeutend, und das gesundeste Wohlfsein herrscht in jedem Geschäfts-

zweige. Hiermit verglichen, welch ein trauriges Schauspiel gewährt Großbritannien der Handelswelt! Wir sind reich, und England ist arm, nicht bloß arm, sondern am Vorabende einer Umwälzung, welche zum Theil seine Geseze umstürzen und die Hilfsquellen seiner Macht zerstören mag. Wir haben in unserem Staate die größten Hülfquellen und Reichthümer der Welt. Durch unsere Baumwolle, unser Getreide werden wir stets über die edlen Metalle Europa's gebieten, welche von Osten uns zufließen, und während die Minen Mexico's unser sind, werden die edlen Metalle von Westen her uns zuströmen in einem beständigen, ununterbrochenen Strome.“ „Bruder Jonathan,“ erwidert auf diese Rede die „Times,“ „zähle Deine Küchlein nicht, ehe sie ausgebrütet sind!“ Die Einbildungskraft des Amerikaners ist bekanntlich etwas hochfliegend und verhält sich zu der unsrigen wie der Mississippi zu unseren kleinen Flüssen. Indes läßt sich nicht leugnen, daß die Vereinigten Staaten rascher zunehmen und zunehmen können, wie irgend ein anderes Land. Wenn die Amerikaner doch so weise wären, sich mit diesem beispiellosen inneren Wachstume zu begnügen! Aber der Trieb, auch die Grenzen ihres Gebietes auszudehnen, tritt immer deutlicher hervor. Mit ganz Mexico sind sie schon nicht mehr zufrieden; sie blicken bereits lüstern nach dem britischen Westindien und sagen ungescheut: Canaba wird folgen. Die Weltherrschaft ist es, wonach ihnen gelüftet, und sie halten sich überzeugt, daß diese bald aus den Händen Englands in die Amerikas übergehen werde. Das knechtisch habfüchtige England zittert, Amerika werde die Herrschaft der — Freiheit über die Welt ausbreiten! —

Northop. In neu eröffneten Kohlengruben fand man in einem Stücke Steinkohle eine lebende Raupe. Sie starb erst am zweiten Tage. Man bedenke, daß nach manchen Naturforschern es vierhundert Millionen Jahre her sind, daß die Steinkohlen sich bildeten!

Panskowa. In dieser serbischen Stadt an der Donau herrscht die Sitte, daß Jung und Alt, selbst die Armen, sich schminken. So könnte denn Panskowa var excellence den Namen führen, den alle Orte der Erde verdienen: Stadt des Scheins und der Lüge.

Paris. Vor dem Gasthose de la Dorade wurde kürzlich Mad. Dorval, eine beliebte Schauspielerin, erwartet, um den Sitwagen zu besteigen, der sie nach Tarbes führen sollte, zu Gastrollen. Zwei Spießbürgerinnen saßen schon im Coupé, wo auch Mad. Dorval Platz nehmen sollte. Als sie den Namen derselben hörten, erklärten sie, neben einer Komödiantin nicht fahren zu wollen. Letztere hierdurch verletzt, erwiderte ihnen: daß sie die Ehre haben würden, neben ihrer Magd zu sitzen, und bestieg den Platz neben dem Kutscher. Alle Anwesenden klatschten in die Hände.

*. Kürzlich starb der — Whistkönig Deschappelles. Als Soldat blieb er zwei Mal halbtodt auf dem Schlachtfelde; in Baylen wurde er gefangen genommen und nach Portsmouth auf ein Gefängnißschiff gebracht, von dem er entfloh, ob er gleich einormig war. Als er in Paris nach unerhörten Gefahren ankam, fiel ihm zufällig eine alte „Abhandlung über das Whistspiel“ in die Hand, nach welcher er sich zu dem größten Whistspieler ausbildete. Man nannte ihn die „Whist-Encyclopädie,“ denn es gab keine noch so verwickelte Frage, keine noch so seltsame Kartenkombination, die er nicht auf der Stelle zu lösen vermocht hätte. Seine Geschicklichkeit in allen Spielen war sprichwörtlich; selbst im Billard verlor er nie eine Partie, trotz seiner Einarmigkeit, und im Schach gab es seines Gleichen nicht.

*. Frau v. Contade, die im vorigen Jahre wettete, in drei auf einander folgenden Nächten auf drei Bällen in drei verschiedenen Ländern zu tanzen, und die in der Montagsnacht in Paris, in der Dienstagsnacht in Brighton und in der Mittwochsnacht in Brüssel tanzte, liegt jetzt an allen Gliedern gelähmt.

Vesth. Einunddreißig verschiedene Personen sind hier um Concessionen zur Herausgabe von Zeitungen eingekommen.

Semlin. In unserer Nähe wird ein Markt abgehalten, der an Sonderbarkeit nicht seines Gleichen hat. Zwischen der österreichischen Stadt Semlin und dem Flusse Save erstreckt sich, grade von Belgrad hinaus, eine Wiese, auf welcher wöchentlich ein Markt abgehalten wird. Zwei Geländer, nahe neben einander, trennen die Käufer von den Verkäufern. Auf der langen, schmalen Bahn schreiten österreichische Wachen und Contumazbedienten mit ihren langen Stöcken hin und her und geben Acht, daß keine Berührung stattfindet, daß die türkischen Waaren unter Quarantäne kommen, und das Geld vorher in Essig ausgewaschen werde, ehe man es auf österreichischer Seite annehme. Hier ist ein Rufen, ein Gestikuliren zwischen den verschiedenen Leuten, um sich verständlich zu machen. Die Waaren werden ausgebreitet, umgekehrt und gewendet. Schweine, Pferde, kurz alles Vieh, wird in den Fluß getrieben; von diesem überspült, hält man es für ansteckungsfrei; die Peitsche knallt, es wird in's Horn geblasen; oft rennt ein Thier scheu zwischen die Türken zurück und muß dann wieder in das nasse Bad hinaus.

Serbien. Dieses Land ist sehr reich an Volksgesängen. Fürst Mitoſch hat einen reichen Schatz

dieser Lieder sammeln lassen, vom Leben Einzelner, von den Heldenthaten des ganzen Volkes. Eben so volksthümlich, als originell und poetisch schön ist das Lied vom Stojan, der Iwan's stolze Schwester nicht gewinnen konnte: Stojan schrieb vier Liebesbriefe, warf den einen in die Flammen und sprach: Du sollst nicht brennen, aber die Vernunft von Iwan's Schwester soll brennen! Den zweiten warf er in's Wasser: Spüle nicht diesen Brief fort, aber ihre Vernunft! Den dritten gab er dem Winde: Führe diesen nicht auf Deinen Fittigen, aber fliege mit ihrer Vernunft davon! Den vierten legte er Nachts unter seinen Kopf, indem er sagte: Nicht Du sollst hier ruhen, aber Iwan's Schwester! Und als es Nacht ward, klopfte es an seine Thür, und sie stand draußen und rief: Schließe auf, um Himmelswillen! Flammen verzehren mich, Wasser reißt mich mit sich fort! Erbarme Dich, mache auf! Der Sturm trägt mich fort! — Und er öffnete Iwan's stolzer Schwester die Thür.

Wien. Nächstens wird im Theater an der Wien eine neue Posse unter dem Titel: „Hier ein Schmied, da ein Schmied, noch ein Schmied, und wieder ein Schmied“ von Mirani zum ersten Male gegeben werden. Die Trinklieder-Texte sind aus J. N. Vogls Dichtungen genommen und Staudigl hat sie componirt. Die Couplets sind von Elmar, componirt von Coupée. Hat es so vieler Köche bedurft, um zu dem abgeschmackten Titel den Brei zu verderben?

*. Ein junger Mann, welcher sicher darauf gerechnet, einen alten, reichen Onkel zu beerben, und in dieser süßen Hoffnung bereits erkleckliche Schulden gemacht hatte, erschrak nicht wenig, als ihm derselbe ankündigte, er werde künftigen Fasching ein junges Mädchen heirathen; doch zum Glück des Neffen stirbt der alte Bräutigam noch vor dem Fasching an einem Schlagfluß, und der junge Mann wird nun des Onkels Geld und Braut, welche er aus Dankbarkeit zu heirathen gedenkt, erben. Jetzt ist allen Dreien auf's Beste geholfen.

*. Manche Menschen können selbst im Sterben der Eitelkeit nicht Lebewohl sagen. So ließ kürzlich ein reicher Mann, welcher dem Tode nahe war, seiner Frau die Trauerkleider selbst anfertigen. Mit denselben angethan, mußte sie vor sein Sterbebett treten, damit er schauen konnte, wie sie bei seinem Leichenzug, welchen er selbst bis in's Detail anordnete, aussehen werde.

J. Lasker.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.